

Der
Deutsche Merkur.

Des ersten Bandes
Drittes Stück.



März 1773.

Weimar
Im Verlag der Gesellschaft.

Ayuntamiento de Madrid

AYUNTAMIENTO DE MADRID

1874



Der
Deutsche Merkur.

März 1773.

I.
Schreiben
an Herrn Hofrath Wieland. (*)



Mein Herr

Sie haben meinen Gedanken von der
allgemeinen Naturlehre einen Platz
in Ihrem Merkur zgedacht. Stolz
hierauf, und eifrig zu Ihrem Vor-
haben etwas beizutragen, habe ich mich seit eini-
gen Wochen mit der letzten Auspolirung dieses
N 2 Werks

(*) Deutschland hat nichts edlers als den Namen, und
nichts vortreflicher als die persönlichen Eigenschaften
des Verfassers dieses Sendschreibens; der, indem Er
seine Erholungsstunden von höhern Sorgen und Ge-
schäften mit der Philosophie und den Musen zubringt,
sogar



Werks beschäftigt. Aber der Gegenstand ist groß, und Sie wissen, mein Freund, wie wenige Nebenstunden ich demselben widmen kan! Nun höre ich, Ihr Merkur ist unter der Presse; mein Aufsatz ist nicht fertig; und einmal will ich den mir vergönnten Platz behaupten! — Ich fange an, eine ehemalige einzelne Beobachtung aufzusetzen. Vorgestern faßte ich diesen Entschluß, und hier ist sie!

* * *

Der Mensch nährt sich von Wesen, welche in das Pflanzen- und in das Thierreich gehören. Sie sind alle der Fäulung unterworfen, und werden dadurch gar bald unbrauchbar; gleichwohl hängt die menschliche Subsistenz öfters von derselben Aufbewahrung ab. Alle Mittel sind also wichtig, welche dieser Fäulung widerstehen.

Das Salz ist ein solches Mittel. Allein es verändert in den Wesen den Geschmack und ihre Verhältnisse mit der menschlichen Gesundheit.

Wer die Kunst erfinden würde, Fleisch, Obst und Pflanzen unverändert zu erhalten, würde das göttliche Vergnügen empfinden, mit unter
die

sogar seine müßigen Augenblicke der Welt nützlich macht, — und von dem ich — weil es mir nicht erlaubt ist Ihn zu nennen — nichts weiter sagen darf. Männer seiner Art sind so selten, daß ich mit jedem Zuge seines Charakters ihn zu verrathen besorgen müßte. W.



die Wohlthäter des menschlichen Geschlechts zu gehören. Er würde den Scharbock von Schiffen und die Ruhr von Armeen verbannen. Ueber dieses (woran zwar so sehr viel nicht gelegen ist) würden die Herren Wollüstlinge, und vielleicht der Herr Erfinder selbst, mit Ergözung im Winter junge Rebhüner und in Europa frische Colibri speisen.

Ich verfiel vor einigen Jahren darauf, ob nicht die möglichst starke Zusammenpressung der Luft ein solches Erhaltungs-Mittel seye.

Ich eröffnete meine Begriffe einem Freund, der ein Mann von Geist ist. Wir erfanden folgenden Versuch. Wir liessen ein rundes Gefäß von Erz gießen, welches einen Fuß im Durchschnit hatte. Unten blieb eine Oefnung von 3 Zollen im Durchschnit, und eine messingene Schraube paßte sehr genau in dieselbe. An dem obersten Theil des Gefäßes war eine druckende 4 Schuhlange Luftpumpe befestiget, so wie man sie zu Ladung der Windbüchsen gebraucht. Durch die untere Oefnung legten wir ein Stück Kalbslunge in das Gefäß und schraubten es hierauf vollkommen zu. Alsdann druckten wir so viel Luft hinein, als 2 Männer mit möglichst angestregten Kräften hinein bringen konnten und versetzten es in einen temperirten Ort.

Das Gefäß war von Erz als von der zähesten Materie, welche der Schnellkraft der zusam-



mengedruckten Luft am meisten Widerstand thun konnte. Kund war es, damit Druck und Widerstand auf allen Seiten gleich würden. Mit Eingeweide stellten wir deswegen den Versuch an, weil wenige Wesen der Fäulung so sehr unterworfen sind. Eine gemäßigte Temperatur zogen wir vor, damit man nicht der Kälte die Erhaltung der Lunge zuschreiben könnte, und damit nicht auf der andern Seite durch eine grössere Hitze die Verstopfung des Gefäßes entstehen möchte.

Wir hatten gute Hofnung und zwar aus folgenden Gründen:

Erstlich. Das Thier- und Pflanzen-Reich bestehen aus schwammichten Körpern, deren jeder aus sehr manchfaltigen Theilgen zusammengesetzt ist. Schwammichte Körper werden durch Zusammendrückung dicht; und Körper so aus manchfaltigen Theilchen bestehen, sind der Fäulung in eben dem Maaße weniger unterworfen, als sie dichter sind; und dies alles bewürket die Zusammenpressung der Luft.

Zweytens. Die Luft hat weder Geschmack noch Farbe, es kan also hierinn keine Veränderung vorgehen. Ein Körper kan keine Eigenschaften mittheilen, die er nicht selbst besitzt.

Drittens. Wenn hier die Ursache aufhöret, so höret auch die Wirkung auf. Sobald das Gefäß geöfnet wird, so nimmt die Luft wieder ihren Lauf, und ihr vorheriger von allen Seiten



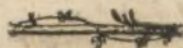
ten gleicher und heftiger Druck macht den schwammichten Körper nicht mehr zum dichten Körper.

Viertens. Die Fäulung wird meistens den Oscillationen der Luft zugeschrieben! Jeder Hauch bewegt die Luft im freyen! im vorliegenden Fall aber sind vereinigte Menschen = Kräfte hierzu nicht hinlänglich.

Fünftens. Würde diese Erfindung gemeinnützig seyn. Die Luft ist noch zur Zeit wohlfeil; kein Publicist hat ein Regale daraus gemacht, noch hat ein Cameralist einigen Accis darauf gelegt.

Nach zween Monaten eröffneten wir die Schraube mit vieler Mühe, und fanden die Lunge frisch! Man stelle sich die Freude vor! Ich durchstach dieselbe mit einem zugespizten Holz, und nun — waren wir in dem Fall des Herzog Michels! weg war der schöne Vogel! Das Holz, welches ich wieder herauszog, war mit einer dunkelgrauen und etwas dicken Feuchte überdeckt; und augenblicklich verbreitete sich ein nie empfunden so unausstehlicher Gestank von Fäulniß, daß wir Lunge, Gefäß, Schraube, Luftpumpe und Hofnung im Stiche ließen.

Indessen gieng es uns, wie den Goldmachern, welche das grosse Werk nicht erfinden, aber Gelegenheit zu nützlichen Beobachtungen geben.



Betrachtungen, Folgerungen und Zweifel.

Aus obigem ziehe ich folgende Schlüsse:

- 1^{mo} Die Fäulung entstehet nicht nur durch Oscillation der äußeren Luft, sondern auch in den inneren Theilen.
- 2^{da} Im vorliegenden Fall ist die Luft nicht in denjenigen Raum eingedrungen, der zwischen den Fibern der Lunge befindlich ist, sonst hätte sie in den inneren Theilen die Fäulung verhindert, so wie sie in den äußeren sie bewürkt hat.
- 3^{ta} Wasser und andere flüssige Körper sind fähig diesen Raum zu durchdringen! Dieses siehet man täglich bey Einsalzung des Fleisches, wo die geringsten Fäserchen einen Salz-Geschmack erhalten. Indessen ist doch die Luft von allen flüssigen Körpern, wenn ich den Aether ausnehme, der dünnste. Woher dieser Widerspruch?

Wenn die Luft aus länglichten aber dünnen, das Wasser hingegen aus dichtern aber kleineren und runden Theilchen besteht; so ist begreiflich, daß das Wasser in einen engeren Raum eindringen könne als die Luft. Und viele Naturlehrer haben ohnehin diesen Begriff von ihren Bestandtheilen. Sollte dies etwa die Hauptursache des Phänomens der Haarrörchen seyn, in welchen
die



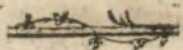
die flüssige Körper in eben dem Maaße höher steigen, als sie enger sind? Das Gleichgewicht der flüssigen Körper hängt vom Druck der Luft ab; und wie soll die Luft in den Haarrörchen drücken, wenn sie nicht hinein kömmt?

Aber das Quecksilber steigt in den Haarrörchen nicht, und ist doch ein flüssiger Körper; und hier bemerke ich, daß das Quecksilber nur in gläsernen Haarrörchen nicht steige. Sind nicht die Poren des Menschen vollkommene und noch engere Haarrörchen, als es die gläsernen sind? Man gebe jemanden mercurialische Frictionen an den Füßen, und sehe, ob er nicht saliviren wird?

Man wird ferner mit Grund einwenden, daß in Haarrörchen, welche mit Fett bestrichen worden, die flüssigen Körper nicht über das Gleichgewicht steigen; und dies sowohl als das Experiment mit dem Merkur scheinen zu beweisen, daß das Phänomen der Haarrörchen den Eigenschaften des Glases bezumessen sey.

Aber warum drängt sich die Luft nicht in die Fibern des Fleisches ein, warum wurde die Kalblunge faul? — Welche Widersprüche!

Nun wo finden wir einen Aufschluß? Die Aufgabe ist wichtig! — Die Keimung der Pflanzen, der Umlauf ihrer Säfte und der Säfte der Thiere hängen davon ab, daß die flüssigen Körper in Haarrörchen aufsteigen! — Liesse sich hier nicht



eine scheinbare Hypothese wagen? Könnte man nicht annehmen, die vereinigten Ursachen des verminderten Druckes der Luft, und der Attraction wirkten hier zusammen? Könnte man nicht dem Aether, dem Flogiston, und so vielen andern schönen Dingen dabey treffliche Rollen geben? Schade nur, daß man in unsern Zeiten nicht mehr mit Anstande des Morgens als ein Lehrgebäude erzählen darf, was man Nachts von der Naturlehre geträumt hat!

Meine Beyträge zur allgemeinen Naturlehre werden meine Meynung enthalten. Für diese Kleinigkeit bitte ich um Nachsicht. Vielleicht giebt sie Anlaß zu denken, und dies ist schon etwas. Obigen Versuch habe ich nicht mit behörigem Fleisse beobachtet und auch nicht wiederholt. Zwey wesentliche Erfordernisse, wenn man untrügliche Schlüsse darauf bauen will!

Wenn ein Physiker Muth genug haben sollte, diesen zu erneuern, und sich einem, dem meinen ähnlichen Schicksal auszusetzen, so rathe ich ihm, sich mit wohlriechendem Wasser zu versehen. Ueberhaupt glaube ich, daß man von den drückenden Luftpumpen einen nützlichern Gebrauch in der Experimental-Physik machen könnte als bisher geschehen ist.



II. Char-



II.

Charmides und Theone,
oder
die Sittliche Grazie.

Zweytes Buch.

I.

Callias, der Vater des Charmides, überließ, weil er alt wurde, seinem Sohne die berühmte Werkstadt der Venus, Bilder; und theilte mit ihm die Hälfte seines Vermögens. Charmides freute sich, die Werkstadt der besseren Venus weyhen zu können, und arbeitete Liebesgöttinnen und Grazien nach dem grossen Urbilde von Schönheit, das er beständig mit sich herum trug. Was aber sollten dergleichen Werke für Augen, welche niemals einen Blick in den Himmel gewagt hatten? Die aus dem Himmel genommenen Reize kannten sie nicht. Die ruhigen, sich einander umschlingenden Grazien waren für sie ohne Leben; die stille Hoheit der Liebesgöttin war kalt; und die Schaam in ihrem Gesicht ein Todeschlaf. Niemand verlangte die Bildsäulen des Charmides; man gieng hin zu andren Künstlern, welche den Meißel des Callias nachahmten. Charmides hingegen hätte lieber in Armuth gelebt, als einen einzigen Zug von dem, was er für schön hielt, in seinen Werken unter-



unterdrückt. Er wollte nichts Unwürdiges der Anbetung eines ganzen Volks ausstellen.

Aber die guten Götter hatten für den Jüngling gesorgt; denn sein väterliches Vermögen war alles, was er und seine Theone brauchten, um ohne Kummer unter Einem Dache zu wohnen. Ihn und seine Theone führte nun die Liebe zusammen, die keusche Liebe, welche vorlängst auf dem Hügel mit zwei Rosenknospen das ewige Bündniß gestiftet hatte.

2.

Wir wissen, daß Charmides in dem Hain, wo Theone die Göttinnen bekränzte, zu ihr sagte: Vergiß nicht, was du gethan hast. Ein solches Wort, zur rechten Zeit mit einer Mädchen-Seele geredet, ist eben so viel, und zuweilen noch mehr, als ein ganzes Buch voll Weisheit für die Seele des Knaben. Darum war es unsrer Theone keinen Augenblick aus dem Gedächtnisse gekommen. Wachend und im Traume hatte sie den einfältigen Rasen mit goldnen Altären, die Gottheit des hölzernen Bildes mit prächtigen Bildsäulen, und den Charmides mit andren Jünglingen verglichen. Den Ausdruck im Gesichte des Geliebten, seine Stimme, seine Rede, was sie vor und nach derselben empfunden, hatte sie auf mancherley Art zusammen und wieder zusammen gesetzt, bis endlich ein Ganzes daraus entstanden, und sie selbst zur schönen Seele geworden war.

Raum

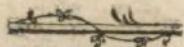


Raum hatte sie sich gefühlt, so war sie die Kennerin der Mädchen in Paphos durchgegangen, um eine Seele zu suchen, welcher sie sich verständlich machen, und zu der sie einst wieder sagen könnte: Vergiß nicht, was du gethan hast.

Nach vielen mißlungenen Versuchen, worunter einige mit bitteren Thränen sich geendigt hatten, war ihr zuletzt nichts übrig geblieben, als die sanftesten von ihren Gespielinnen zu wählen, und diese so weit zu bilden, als sie sich bilden ließen. Aus keiner war eine Theone geworden; jedoch hatten sie alle von Theonen sich etwas eigen gemacht, das ihren Müttern gefallen mußte. Nicht den überirdischen Reiz der kleinen Lehrerin; aber häußliche Gefälligkeit, Eintracht unter einander, und ein lenksames Herz. Nach und nach hatten die Mütter angefangen, Theonen als einen freundlichen Genius anzusehen, welcher ihre Töchter am sichersten zu allem Guten und Schönen leitete.

Nun aber sollte die Gattin des Charmides ihre Schülerinnen verlassen. Die Mädchen waren untröstlich, und die Mütter glaubten, man nähm' ihnen ihre liebsten Hausgötter, diejenigen, welche bisher über das Glück ihrer Kinder gewacht hätten. Mit der unbesorgten Offenherzigkeit, mit der man wohlthätigen Leuten sich naht, giengen einige von den Lehrern zu Charmides und Theonen, und baten sie, ihre Töchter neben sich an dem Rosenhügel wohnen, und in ihrem Angesicht' aufwachsen zu lassen.

Char:



Charmides und Theone sollten das Chor schöner Seelen nicht vergrößern wollen? Beyde willigten darein, und nahmen die Mädchen, nebst der kleinen Ludora, mit sich; erweiterten ihre Wohnung am Rosenhügel, und stifteten eine Schule der Grazien.

3.

Der Ruf dieser Schule breitete sich aus, und in ganz Paphos redete man von der Liebenswürdigkeit der Mädchen, welche bey dem Charmides wohnten. Anfänglich zwar fehlte es an solchen nicht, die das Ansehen von Heiligkeit oder stiller Unschuld, welches der Lehrer seinen Schülerinnen gab, verspotteten, und sagten: **Er forme die Mädchen nach seinen Bildsäulen;** nach und nach aber öffneten sich die Augen; man gewann zuerst die Mädchen, und darauf die Bildsäulen des Charmides lieb.

Schon fanden sich wenige Mütter, die es nicht für ein Glück hielten, wenn ihre Töchter in jener Gesellschaft aufgenommen wurden. Die aufgenommenen waren in grosser Anzahl und von verschiedenem Alter.

Charmides und Theone theilten die Mädchen in drey Ordnungen. In der ersten Ordnung waren die Jüngsten, welche den heiligsten Hahn noch nicht zu sehen bekamen. Diejenigen, welche zur zwooten übergehen sollten, wurden in der Abend-Dämmerung, an den Rasen-Altar

ge-

geführt. Zwoe Sängerinnen begleiteten sie, und sangen ihnen das Gespräch der zärtlichen Theone und ihrer Schwester Ludora. Dann hieen sie Geweyhte der Grazien. Zuletzt wurden sie Priesterinnen der himmlischen Venus; durften das Bild derselben anrühren, und mit Blumen behängen; und opferten der Göttin Milch und Honig in hölzernen Gefäßen.

4+

Gern möcht' ich unsre Mütter das Geheimniß lehren, ein kleines Mädchen so zu bilden, wie die jüngsten von diesen Schülerinnen gebildet wurden, ehe sie den alten Hahn zu sehen bekamen. Aber es ist ein Geheimniß, welches Seelen fordert, wie die Seele des Charmides und der Theone. Und fand ich auch solche Seelen; dennoch würden sie mein Geheimniß nicht lernen. Sie müßten selber an den Rosenhügel gehen, und den Charmides und seine Geliebte fragen können. Sie müßten deren ganzes Leben beobachten, jeden ihrer Schritte, jeden Ton ihrer Stimme, jedes Winken der Augen, jedes Lächeln, jede Thräne, womit sie, bey jeder Gelegenheit, zu ihren Schülerinnen sagten: Das ist schön! das ist nicht schön! Der Lehrer und die Lehrerin predigten nicht so wohl den Reiz der Tugend, als daß sie aus ihrer eignen Seele diesen Reiz in die kleinen Seelen ihrer Gespielen übergehen ließen. Alles um die Mädchen herum war gefällig und schön; sie gewöhnten sich daran; ihrem



ihrem Herzen war so wohl dabey, daß sie traurig wurden, sobald etwas nicht gefällig und nicht schön war. Die schlechteste Feldblume, das kleinste Morgen- oder Abendwölkchen bekam für sie etwas, das ihnen gefiel; deswegen hatten sie tausendfache Freude. Sie wollten aber wieder gefallen, und wieder Freude machen. Keine Blume hätten sie muthwillig zerrissen; kein Würmchen, das an der Sonne lag, in seiner Ruhe gestört. Ein lachender Blick, ein freundliches Wort von andern Mädchen, und der Kuß einer Vertrauten war ihnen mehr, als das liebste Spiel. Sie wollten nicht, daß durch ihre Schuld jener Blick trübe, jenes Wort unfreundlich würde. Sie wollten immer mit gutem Gewissen den Kuß ihrer Vertrauten annehmen können. Wenn sie etwas dachten, das nicht schön war, so schämten sie sich, als ob ihre Gespielen es sähen oder hörten, denn sie waren offenherzig.

So bildeten sich die jüngsten Schülerinnen unter den Händen des Charmides und der Theone. Zugleich empfangen sie Unterricht im Tanzen, Singen und Flötenspielen, wodurch von Tage zu Tage der Körper geschmeidiger, das Herz biegsamer, die Seele heiterer und der Geist mehr zu den Eindrücken des Schönen gestimmt wurde.

Den Morgen zuvor, ehe man sie feyerlich den Grazien weyhete, versammelten sich die Mädchen der zwooten und dritten Ordnung. In ihre Mitte

Mitte stellte man diejenige, welche zur Einweihung bestimmt war, denn ihr mußten die übrigen insgesamt ein Zeugniß geben, daß sie den Rasen-Altar zu sehen verdiene. Darauf kamen die Lehrmeisterinnen im Tanzen und Flötenspielen. In beyden Künsten wurde von der Schülerin eine Probe verlangt; und dabey folgendes Lied gesungen, dessen Auslegung Theone mit einer mütterlichen Umarmung versiegelte.

„Flötenspielerin!

Lieulich ist die Flöte,
 Wenn du sie an deine Lippen legst,
 Wenn, mit jungfräulicher Röthe,
 Du die Augen niederschlägst.
 Wie den halb erweichten Schnee
 Laue Zephyretten schmelzen;
 Wie sich in dem ersten Klee
 Raum gebohrne Götter wälzen:
 So spielen die Töne der Flöte dahin.
 Du sollst die Mädchen unterweisen,
 Flötenspielerin!
 Damit sie alle die Grazien preisen.

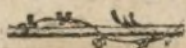
Holde Tänzerin!

Lieulich sind die Reihnen,
 Wenn du sie mit leichter Anmuth führst;
 Lieblich, wenn mit Schmeicheleyen
 Du das Nymphen-Chor regierst.

I. B. 3tes St.

D

Wie



Wie vom Hügel still herab
 Ungetrübte Bäche fallen,
 Wie die Blätter um den Stab
 Eilender Mänaden wallen;
 So wallen verschönerte Reize dahin
 Du sollst die Mädchen unterweisen,
 Holde Längerin!
 Damit sie alle die Grazien preisen.

Kleine Schülerin!
 Lieblich sind die Freuden,
 Wenn man sich mit Huldgöttinnen küßt;
 Und die Seele dann, bescheiden,
 Lauter süßer Wohlklang ist.
 Wie die schöne Harmonie
 Dich zum Reyhentanze leitet,
 Wie der Flöte Melodie
 Zwischen Silbertönen gleitet;
 So gleitet ein heiliges Leben dahin:
 O rufe die Gespielen alle,
 Kleine Schülerin!
 Damit ihr Leben den Göttern gefalle.“

5.

Die Geweyhten der Grazien wurden auf
 etwas höheres gewiesen; obgleich unvermerkt, in
 leichten Gesprächen, von den einfältigsten Din-
 gen veranlaßt, und gemeiniglich von solchen, die
 den Mädchen Vergnügen machten. Erst dann,
 wann

wann sie unter die Priesterinnen aufgenommen wurden, erklärte Charmides ihnen seinen bisherigen Unterricht; gab ihnen von allem Rechen- schaft; und lehrte sie die Gedanken und Empfin- dungen des Guten und Schönen richtig ordnen; damit sie dieselben desto gewisser in ihrer Seele bewahren möchten.

Das Meisterstück des Charmides war eine Bildsäule der Grazien, in einem kleinen Mar- mornen Tempel aufgestellt. Diesen Tempel mit der Bildsäule hielt er vor denen, welche noch nicht geopfert hatten, verborgen. Es war ein heiliges Geheimniß, das die Priesterinnen ihren jüngeren Gespielen nicht verrathen durften. An dem Tage, da ein geweyhtes Mädchen zum er- sten mal die himmlische Venus mit Blumen behängen sollte, führte sie Charmides an den verschwiegenen Ort. Unter Lobgesängen und Saitenspiel öffnete sich der Tempel; und vor dem Mädchen standen die drey Göttinnen, so lieblich gebildet, wie die Schönheit, welche dem Künst- ler einst im Traum erschien. Die älteste der Grazien lehnte sich auf einen Altar, und ruhte. Die zwoote faßte diese bey der Hand, als bäte sie dieselbe, mit ihr zu gehen. Die dritte hielt, in einer tanzenden Stellung, den linken Arm der letztern mit ihrem rechten umschlungen, und for- derte die beyden Schwestern auf.

Wenn das Mädchen von den Reizen der Bild- säule gerührt war, und die Gegenwart der Göt- tinnen fühlte, dann sagte Charmides:

D 2

„Hold:



„Holdseeliges Mädchen! ich habe dich treulich wiedergelehrt, wie mich die Götter es gelehrt haben, was schön und nicht schön sey. Laß es nimmer aus deinen Gedanken und aus deinem Herzen kommen; und nun höre meine Rede noch in diesem Tempel der schönsten Götter.

Schönheit kömmt von dem hohen Zeus; aber daß die Schönheit gefalle, das ist ein Werk der Grazien. Von dem Lieblichen, das die Grazien geben, haben die Sänger aller Zeiten gesungen, und die Weisen gerühmt; was aber dieses Liebliche sey, das kan die Zunge des Menschen nicht aussprechen. Indessen betrachte das Bild, welches vor dir steht. Ich hab' es nicht erfunden; sondern die Unsterblichen haben es mir geoffenbaret.

Ich seh' es, holdseeliges Mädchen! eine jede von diesen Göttinnen gefällt dir. Mit gleicher Zufriedenheit verweilst du bey der Ruhe der Einen, bey der stillen Bewegung der andern, und bey dem Tanze der letzten. Würden sie dir eben so gefallen, wenn die Tanzende, gleich einer Bacchantin, schwärmte; die zwoote mit Gewalt ihre Schwester nach sich zöge, und die, welche sich auf den Altar gelehnt hat, wie eine Mäßig-gängerin da läge? Oder würdest du deine Zufriedenheit behalten, wenn du befürchten müßtest, daß sie auf einmal ihre izige Stellung verliessen; die erste zur Gefährtin des Bacchus, die mittlere zur ungestümen Freundin, die dritte zum
tragen

trügen Mädchen übergienge; und daß jeder Augenblick alles, was du gefälliges an ihnen wahrnimmst, auslöschen könnte? Gewiß! der mindeste Zug in einem von diesen Gesichtern, ein zu sehr geschlossenes, oder zu weit geöfnetes Auge, die unmerklichste Drehung einer von diesen Händen oder Füßen, welche dir eine solche Verwandlung ankündigte, würde dein ganzes Wohlgefallen zernichten; weil die Göttinnen dasjenige nicht wären, wofür du sie hieltest, und wofür es dir sie zu halten so angenehm ist.

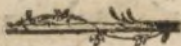
Warum aber gefallen sie dir in ihrer izzigen Stellung? Sie gefallen, weil du dem Marmor eine Seele giebst. In deiner Einbildungskraft haben die Bildsäulen das Vermögen zu denken und zu fühlen, wie du. Die älteste der Grazien stützt sich auf den Altar, wie eine Gespielin der übrigen Götter, und ruht mit dem Bewußtseyn, daß die Thaten, wovon sie ermüdet ist, gut waren. Die zwoote naht sich ihrer Schwester mit einer zärtlichen Besorgniß, die Ruhe derselben zu unterbrechen; jedoch mit einem gleich zärtlichen Verlangen, in ihrer Gesellschaft zu seyn, und vielleicht das Vergnügen eines Festes mit ihr zu theilen. Die jüngste tanzt voran; aber Auge, Stirn, und das Lächeln ihres Mundes verrathen, so wie jede Wendung von ihr, eine gemäßigte Freude. So freut sich die Unschuld, welche nichts zu besorgen hat. Die Grazie sieht nach den beyden andern sich um, und ist mit ihrem eignen Tanze weniger, als mit der Hoffnung



beschäftigt, daß ihre Schwestern ihr folgen werden. An allen dreyen sind Haarlocken, Gewand und Gürtel anmuthig, wie sie selbst, voll Einfachheit ohne Vernachlässigung; ein Schmuck der Natur. So kleiden sich diejenigen, die, gleich diesen Grazien, tanzen, ruhen und zum Feste laden.

Glaube mir, gutes Mädchen, keine Schönheit des Körpers gefällt, wenn die Seele nicht schön ist. Die Augen mögen noch so freundlich, die Wangen noch so lächelnd, jedes Glied noch so geübt seyn, mit eignem Reize sich zu bewegen; überall fehlt es an Wahrheit, wenn nicht eine freundliche, lächelnde, reizende Seele die Augen, die Wangen, und die Glieder belebt. Umsonst würde man den Körper in die Lage der ruhenden Huldgöttin zwingen, oder dem Gesichte den sanften Ausdruck, oder den Füßen die Leichtigkeit von jener bittenden und jener tanzenden Schwester geben; zur Huldgöttin gehört mehr, als dieses. Man muß denken und fühlen, wie sie. Und dann, gutes Mädchen, wenn der Mund in diesem Augenblicke wohlthätig, die Stirne friedlich, der Tanz ein stilles Entzücken der Olympier wäre; den folgenden Augenblick, wenn nicht im Innersten Friede, Wohlthätigkeit und stilles Entzücken herrscht, kan die Stirne sich runzeln, der Mund zürnen, und die Tanzende wird eine Schwärmerin.“

So sprach Charmides zu seinen gewählten Mädchen an dem Tage, da sie zum ersten mal
die



die himmlische Venus mit Blumen behängen sollten.

6.

Zu derjenigen, welche schon Priesterin geworden war, sagte Charmides: „Du bist ein heiliges Mädchen: Kein Unheiliger berühre deine Hand oder deinen Schleyer! Auf deinen Reizen hafte kein verwegner Blick; aber gedenke, wer du bist, indem du dich wendest. Auch dann gehe kein niedriger Spott aus deinem Munde. Behalte die Hoheit einer fliehenden Grazie“.

Darauf erzählt' er den Priesterinnen eine Geschichte aus dem ehrwürdigen Alterthum, wovon edle Liebe der Inhalt war. Zum Beyspiel will ich die Geschichte des Orpheus und der Eurydice anführen, die er mit folgenden Worten erzählte:

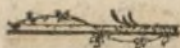
„Orpheus, ihr Mädchen, war einer von den ersten, welche die Leier spielten, und Lieder, wie die seinigen, hatte man noch nicht gehört. Ob es wahr sey, daß er Wälder und Berge nach sich gezogen, oder daß Flüsse, bey seinem Gesang, ihren Lauf verändert haben; was liegt daran, und was hätt' es dem Sänger geholfen? In der Gegend, wo er spielte, lagen die Wälder so, wie sie liegen mußten, um die Gegend zu verschönern; jeder Berg stand am rechten Orte; jedem Flusse waren die besten Ufer angewiesen; man konnte nicht das Mindeste verrücken, ohne dem Ganzen zu schaden. Wie hätte das Or-



pheus thun sollen? Er war ein Freund und Liebling der einfältigen Natur. Allerdings wäre die Belebung tochter Eichen und Felsen ein herrliches Zeugniß von der Wunderkraft des Künstlers gewesen; aber der unsrige wünschte sich eine viel edlere Belohnung. Seine Leyer that süßere Wunder. Ueberall, wo sie gehört wurde, folgten Herzen ihr nach; und mit ihr kam Glückseligkeit zu denen, die auf den Gebirgen, in den Waldungen und an den Gewässern wohnten. Die Mädchen lernten seine Lieder, und opferten den Göttern mit größerer Andacht, als vorhin; sie wurden frommer gegen ihre Eltern; bewirtheten freundlicher den Pilgrim; begnügten sich mit der schlechtesten Kleidung; blieben sittsam bey ihren Spielen; und freuten sich doppelt, wenn der Frühling kam. Sagt, ihr Mädchen, hättet ihr den Sänger nicht geliebt?

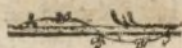
Ihn liebte die schönste seiner Zeitgenossen; Purydice; denn sie fühlte mehr, als ihre Gespielen, die Gewalt seiner Leyer. Mit jedem Tone derselben entwickelte sich in ihren Herzen ein Gedanke des Himmels. Aber ach! das Glück des Orpheus dauerte nicht lange.

Mit ihren jungen Freundinnen gieng sie an einem schwülen Sommertag' und suchte den Geliebten. Er schlief unter Dehlbäumen; das Saitenspiel lag zu seiner Rechten. Wollen wir die Leyer ihm wegnehmen, sagte das jüngste Mädchen, und dann uns verstecken, und wenn er aufwacht
und



und die Leyer sucht, ihn bald aus dem einen, bald aus dem andern Gebüſche ſie hören laſſen, bis er endlich uns erhaſcht, und dich, Eurydice, mitſten unter uns findet? Nein, bey der Juno! das wollen wir nicht, ſo ſprach Eurydice, die Leyer iſt heilig; keinen Muthwillen, meine Liebe! Wenn auch Apoll uns Mädchen nicht beſtrafte; ſo wär' es dennoch Sünde. Weiſt du noch, wie er neulich, während unſrer Orgien, von fern' uns ſeine Lieder ſpielte! Weiſt du noch, wie wir damals mit den Göttern zu ſprechen glaubten! Die Leyer iſt heilig; nein, meine Liebe, das wollen wir nicht! **Wir wollen es nicht;** ſagten die Mädchen alle.

Vor dreyen Tagen, fuhr Eurydice fort, giengen wir mit einander, Orpheus und ich; da fanden wir die Trümmer eines Tempels, in welchem unſre Vorfahren, wie man erzählt, die Treue verehrt haben. Ein ſchöner Gottesdienſt! ſagte mein Geliebter; Schade, daß von dem Tempel nur die Trümmer noch da ſind! Heilige Treue! ſagt' ich; und drückte ſeine Hand. Wir ſetzten uns auf die umgefallenen Säulen; und er drückte die meinige. „Gutes Mädchen! beſpanne du mir ſelber die Leyer, denn in dieſem Augenblick iſt hier die Gottheit, welche du nannteſt, gegenwärtig; oder ſie hat niemals unter dieſen Säulen gewohnt. Ich will ihr einen Lobgeſang anſtimmen.“ So gab er mir die Leyer. Ich zitterte, glaubt es ihr Mädchen, als ich die Leyer anrührte. Kaum vermocht' ich, die Saiten zu ſpannen;



denn es dächte mich, alle Götter des Olympus sähen mich an.

Das jüngste Mädchen, das die Leier verstecken wollte, schlug die Augen zur Erde, und ließ den Schleier herab. Eurydice küßte sie.

Laßt uns, sagte Eurydice, die besten Delblätter abpflücken. Dann setzen wir uns im Kreis' um meinen Orpheus herum; wir singen ihm ein Lied; und erwacht er, so flecht' ich einen Kranz, seine Stirne zu fühlen. Die Mädchen pflückten die besten Delblätter ab, lagerten sich, und sangen; und Orpheus erwachte.

Ein solches Chor von jungen unschuldigen Mädchen, deren Gesang aus der Seele kam, unter blauem Himmel, im Grünen, halb von den Zweigen der Bäume bedeckt, war lieblich zu sehen und zu hören. Orpheus, indem er sich aufrichtete, sah gegen sich über seine Geliebte. Die Mädchen singen den Lobgesang ihrer Schönheit: so dacht' er. Unterdessen sagten die Augen der Geliebten: Orpheus! und die seinigen: Eurydice! aber mit einem Blicke, der noch süßer als ein Kuß war. Alles schwieg. Eurydice liebte den Jüngling so sehr, als an irgend einem Tag' ihres Lebens. Gerne hätte sie, bis zur untergehenden Sonne, die Augen nicht von ihm gewandt; und auch dann nicht.

Allein, ihr Mädchen, es giebt eine reinere Fackel der Liebe, welche nicht nur erwärmt; sondern auch erleuchtet. Ihr Licht ist ruhig; es fällt
in

in die geheimsten Winkel der Seele. Man sieht in diesem Lichte, was schön und nicht schön ist, so bald man sich gewöhnt hat, für den Liebhaber, eben so wie den Körper, die Seele zu schmücken.

Eurydice wandte dennoch die Augen weg, und lachte, nach der Kenhe, die Gespielen an. Ein zweeter Blick von ihr bat den Jüngling: Betrübe diese Mädchen nicht, die gekommen sind, um mit mir sich zu freuen. Orpheus wußte seine Begierden, wie die Töne seiner Leier, zu mäßigen. Auch er lachte, nach der Kenhe, die holdseeligen Mädchen an.

Fordert ein Lied von mir: so sprach er; und sie forderten einstimmig das Lied, das er auf dem zerfallenen Tempel der Treue gesungen hatte. Da wies ihm Eurydice die Delblätter, und fieng an, einen Kranz zu winden; und er fieng an, zu singen.

Heilige Treue! Dies waren die ersten Worte des Gesangs. Ein jedes Mädchen faßte die Hand seiner Nachbarin. Aus jedem Auge fuhr ein offener Blick durch die ganze Versammlung. Eurydice sah gen Himmel.

Könnt' ich, ihr guten Kinder! das Lied des Orpheus Euch vorsagen; ihr verleztet die Treue nicht, so lang' ihr lebtet. Aber es ist verlohren; denn Orpheus hat es nicht wieder gesungen.

In dem Schlusse desselben pries er die Treue der Liebe. Seeliger Jüngling! waren die letzten



ten Worte. Mit diesen flocht Eurydice das letzte Blatt in ihren Kranz.

Auf einmal ergriff eine tiefe Wehmuth den Sänger. Die Sauten der Leier tonten fort; aber es waren traurige Töne. Kein Mädchen wagt es, nach dem andern hinzusehen. Immer banger und banger wurde das Sautenspiel; die Hände des Orpheus zitterten. Aller Augen waren mit Thränen benetzt. Eurydice blieb ruhig. Sie warf einen tröstenden Blick auf den Orpheus, und küsste den Kranz.

Orpheus konnte seinen Ahndungen nicht länger widerstehen; und da sang er das geheimnißvolle Lied, weswegen man von ihm erzählt, daß er zu seiner Geliebten hinab in die Hölle gestiegen sey. Die Weise des Liedes war langsam; die Worte desselben wurden oft wiederholt; es drückte sich in alle Seelen; und die Gespielinnen der Eurydice haben es nachher, so gut ihnen möglich war, aus dem Gedächtnisse zusammen gesetzt. Unter vielen Thränen haben sie es zusammen gesetzt. Es lautete so:

„Jüngling, ach! das blühende Gesicht
Deines Mädchens wird zu Asche werden;
Und von nun an scheint auf Erden,
Jüngling! dir die Sonne nicht.

Es schwebt auf deinen Lippen
Ihr letzter Kuß:

Dr

Du wandelst über nächtliche Klippen,
Am Höllenfluß.

In Sternenleeren Gründen,
Wo keine Bahn der Lebende brach,
Da wandelst du, von ihr die letzte Spur zu
finden;
Und rufft dem holden Schatten nach.

Und das Mädchen wird,
Unter jenen Friede-Chören,
Wenn des Lieblings Fuß im Dunkeln irrt.
Seine Stimme hören;
Und die Stimme wird,
Unter jenen Seeligkeiten,
Ueberall das Mädchen begleiten,
Wenn des Lieblings Fuß im Dunkeln irrt.

Hinunter in die Nacht!
Wohl dem Jüngling, dem, von ihr umgeben,
Der Geliebten reines Leben
Aus Elysium entgegen lacht!

Hinunter in die Nacht!
Weil die Stimme des Getreuen
Ihren Schatten seeliger macht;
Ugd die Hoffnung schon zu neuen
Ewigen Küssen erwacht.“



So lautete das Lied. Es war geendigt; und plötzlich schriean die Gespielen der Eurydice; denn da, wo sich Eurydice gelagert hatte, kam aus dem kleinen Gesträuch' eine Schlange hervor geschossen, eine von den giftigsten der Gegend. Orpheus sprang auf; die Mädchen liefen zu; Eurydice war verwundet. Orpheus warf sich neben sie. Kaum hatt' er sich ein wenig ermannt; so wollt' er hin auf die nächsten Gebirge, um heilende Kräuter zu holen. Es ist umsonst, mein Geliebter! sagte das arme Mädchen; und streckte die Hand nach ihm aus. In ihrem Angesichte war milder Glanz, wie der Glanz einer Göttin, auf welche die goldne Wolke bereits wartet, die sie zum Olympus zurück tragen soll. Dennoch eilte der Jüngling fort. Ihr lieben Mädchen! legt diesen Kranz auf die Leher des Orpheus: so sprach Eurydice, und starb.

Eine Stunde darauf kam der Jüngling“ . . .
 . . . Erzähle nicht weiter, sagten die Schülerinnen des Charmides und weinten. Einige von ihnen umarmten sich. Morgen will ich euch ein Fest in dem Schatten unsrer Delbäume geben, sagte Charmides.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stück.)



III. Brief



III.

Briefe

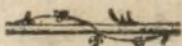
über das neue Singspiel, Alceste.

Fünfter Brief.

Wergern Sie sich nicht, mein Freund, den Merkur aus einem Boten der Götter in den Briefträger eines Poeten verwandelt zu sehen. Diese Verwandlung derogiert nicht halb so sehr als sich diejenigen vielleicht einbilden mögen, die von der Würde der poetischen Natur nicht unterrichtet sind. Es ist wahr, meines Wissens ist der ehemals sehr berühmte Sicilianische Philosoph und Versemacher, Empedokles, der einzige, der sich geradezu für einen Gott ausgegeben hat. Der Dichter Aratus begnügt sich mit weniger; wir sind den Göttern verwandt, sagt er von sich und seinen Brüdern; und auch dies ist immer noch sehr viel gesagt. Indessen rechtfertigte ihn der gemeine Glaube der alten Griechen. Denn waren nicht Orpheus, Amphion, und Linus Göttersöhne so gut als Herkules und Pollux? Aber wenn auch alles dies nicht wäre, so haben wir ja die Zeugnisse eines Weisen — den der römische Demosthenes den Gott der Philosophen nennt — eines Platons, der an so vielen Stellen seiner bewundernswürdigen Dialogen versichert, daß ein Dichter etwas ganz anders als ein gewöhnlicher Mensch sey, daß er von einem Gott besessen, von einem Gott begeistert — oder wo nicht, daß



daß er dann kein Dichter, sondern nichts mehr sey, als was von jeher der Chor der quäkenden Geschöpfe war, die am Fuße des Parnas ihr ermüdendes Brekekekex Koax Koax angestimmt haben, und anstimmen werden, so lange sich die Welt um ihre Are dreht. Immerhin mag also der deutsche Merkur, ohne seinem Erzamt im Olymp Nachtheil zu bringen, die Briefe deutscher Dichter (und warum nicht auch unsrer Aristarchen, oder eines jeden andern, der etwas hörenswürdiges zu sagen hat?) an das Publicum bestellen! Aber, was werden gewisse Leute, deren unendliche Bescheidenheit nicht ertragen kan, daß Apelles sich für einen Mahler oder Virgil für einen Dichter gebe, was werden sie zu gedruckten Briefen sagen, worinn ein Dichter sich selbst zu seinem Helden, oder (was nach ihnen auf das nehmliche hinaus läuft) sein eignes Werk zum Gegenstande seiner Betrachtungen macht? — Gleichwohl scheint nichts natürlicher zu seyn, als daß ein Künstler von seiner Kunst rede; und wenn Apelles, nachdem er zwanzig Jahre gemahlt hatte, sich zutrauen konnte, seine Gemählde besser zu kennen als alle die vermehnten Kunstrichter, welche sich einbildeten, daß es weiter nichts brauche als die Augen aufzuthun, um über den Werth oder Unwerth eines Meisterstücks zu urtheilen: warum sollte ein Dichter, der sich seit mehr als zwanzig Jahren zur Idee des Schönen emporgearbeitet hat, nicht berechtiget seyn mit den Liebhabern der Kunst über sein eigenes Werk zu philosophieren, und jungen Artisten an

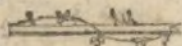


an einem Modell, mit dem er selbst am besten bekannt ist, die Anwendung der Regeln zu zeigen, ohne welche der Genie irre geht, und der mittelmäßige Kopf unerträglich wird? Und wenn ist wohl diese Lehrart jemals weniger unnöthig gewesen, als zu einer Zeit, da die Verachtung oder Unwissenheit der Kunstgesetze täglich zunimmt, täglich neue Mißgeburten ausheckt, und bey den Lesern sowohl als bey den Schriftstellern und Dichtern so sehr zur Gewohnheit wird, daß diese, weil sie keine Strafe zu befürchten haben, alles wagen, und jene, weil sie sich aus ihrer übertriebenen Nachsicht ein Verdienst machen, sichtbarlich dem für den Geschmack so traurigen Zeitpunkt sich nähern, wo uns (das Schöne und Erhabne allein ausgenommen) alles gefällt und alles ungefehr gleich wohl gefällt.

So gegründet indessen auch diese Ursachen seyn mögen, so wird es doch nicht an Leuten fehlen, an denen alle Gründe verlohren sind, und für die es keine andre Antwort giebt, als die Erklärung des Ungenannten in einer bekannten Inschrift. (*) Wer wollte aber auch Leute, welche reden was sie wollen, nicht reden lassen?

Erlauben Sie mir also, mein lieber J***, daß ich zu dem, was ich Ihnen in meinem vierten

(*) Sie reden was sie wollen: mögen sie doch reden! was kummerts mich?



ten Briefe über den Charakter des Euripidischen Admets sagte, noch eine Betrachtung hinzu füge, in welcher die Gründe liegen, warum ich diese Hauptperson von dem, was sie in der Atheniensischen Alceste ist, so sehr verschieden gebildet habe.

Der erste Dichter, der sich hinsetzte um den Plan einer Alceste zu entwerfen, mußte, denkt mich, ungefehr so etwas wie dies zu sich selbst sagen: Wenn ich Alcesten nicht äußerst liebenswürdig mache, so wird uns ihr Tod wenig interessieren; und wozu sollt' ich dann eine Alceste gemacht haben? Mache ich sie aber so interessant als sie seyn muß, was wird aus meinem Admet werden? Wie kann ich verhindern, daß uns das Gesichte des Mannes, dessen Daseyn uns eine Alceste kostet, nicht zuwider sey? Womit beschäftige ich ihn, in einem Zwischenraum von zween Acten, bis zu dem alle unsre Hofnung übersteigenden Augenblick, da uns die erblaßte Heldin wieder lebendig dargestellt wird? Und wie fülle ich diese Acte aus, ohne das Interesse erkalten zu lassen? — Durch episodische Personen und Begebenheiten? Das verhöte Apollo und jede Muse! Weg mit der Versuchung zum Dichten, wenn ich zu solchen Mitteln greifen müßte! Weg mit ihr, wenn mich der Gedanke erschreckt, aus der Wahl des Herkules, aus Deukalion und Pyrrha, aus Pngmalion und seiner Bildsäule, aus Amor und Psyche, aus irgend einem einfachen aber reichhaltigen Sujet, ohne Einmischung fremder Figuren, etwas machen zu können! Es wäre ein-
Ver-

Versuchung von meinem bösen Genius! — Aber nun, da uns alle Hülfquellen, (*) womit Dichter ohne Talent sich aus der Noth zu ziehen pflegen, verstopft sind, was bleibt uns übrig? Lassen Sie uns sehen, wie Euripides sich diese Aufgabe aufgelöst hat.

Alceste ist im zweyten Act gestorben. Der junge Cumelus, ihr Sohn, erhebt darüber eine Wehklage, in welcher wir die Einfalt seines jugendlichen Alters, und die rührende Stimme der Natur erkennen. — J. E. „Höre, o höre mich, Mutter, ich flehe dir, ich bin es, ich den du liebtest, o theure Mutter, ich bin es der dir rufst, der seinen Mund an deine kalten Lippen drückt.“ Du rufst vergebens, antwortet ihm sein Vater; sie hört, sie sieht nicht mehr! Wie elend sind wir alle! — Cumelus fährt fort, sein und seiner kleinen Schwester Schicksal zu beklagen. Admet, der inzwischen schweigt, redet vermuthlich desto stärker durch seine Gebehrden. Der Chor spricht ihm Trost zu; und was für einen Trost! „Admet, man muß dergleichen Unglücksfälle tragen lernen! Du bist nicht der erste, der eine gute Frau verlohren hat, und wirst nicht der letzte seyn! Und sterben — du weißt es — müssen wir alle!“ — Admet ergiebt sich der Evidenz dieser Vorstellungen; er scheint

P 2

die

(*) Ich wage dies Wort, um ein gleichbedeutendes für das unentbehrliche französische Wort ressource zu haben, dessen Mangel mir oft beschwerlich gewesen ist.



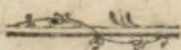
die Gleichgültigkeit, worinn wir ihn in diesem Augenblicke sehen, damit entschuldigen zu wollen, er habe Zeit gehabt, sich auf einen schon so lange vorgesehenen Fall gefaßt zu machen; und nun publiciert er eine Verordnung, wie er es mit dem Leichenbegängniß und der Trauer gehalten wissen wolle, — eine Verordnung, welche in der That sein Hofmarschall nicht besser hätte machen können. Der Leichnam wird hierauf mit großem Gepränge weggetragen, der Chor singt einen schönen Leichengesang, und nun beginnt der dritte Act mit der Ankunft des Herkules. Ich habe den Inhalt desselben schon in meinem zweiten Briefe (S. 46. 47.) berührt. Admet verbeißt seinen Schmerz, um eine herrliche Probe seiner Hospitalität abzulegen. Herkules läßt sich endlich überreden, daß die Gestorbene, um welche Admet und die ganze Stadt trauert, nur eine Sclavin gewesen sey, und geht hinein um sich bewirthen zu lassen. Der Chor hat nun (wie Sie leicht erachten können) einen reichen Stoff, die Gastfrenheit des Admets zu besingen; und während er sich und den Zuschauern die Zeit solchergestalt vertreibt, werden im Pallast die Anstalten zum Leichenbegängniß gemacht. Admet erscheint an der Spitze des Leichenconducts; der alte Pheres und seine Hausbedienten stossen von einer andern Seite zu ihnen, und nun erhebt sich zwischen Vater und Sohn der komische und unanständige Zank, welchen der ehrliche Pater Brümoy so gerne entschuldigen möchte, und so schlecht entschuldiget, weil er nicht sah oder nicht sehen



sehen wollte, daß des weisen Euripides eigenthümliche Schwachheit ist, keiner Gelegenheit, wo er seine Personen schöne Reden halten lassen kan, widerstehen zu können. Man muß indessen gestehen, wenn die Absicht des Dichters war, durch das Betragen des Admets gegen seinen alten Vater den Gedanken in uns zu erwecken, daß ihn der Schmerz über Alcestens Verlust rasend gemacht habe, so hat er seine Absicht vollkommen erreicht. Denn nichts als diese Voraussetzung kan ihn gegen den Abscheu retten, den er sonst verdiente. Man muß eines von beyden, ein unnatürlicher Bösewicht oder ein Wüthender seyn, um sich gegen einen Vater in diesem Grade vergessen zu können. Aber man muß auch gestehen, daß der Poet besser gethan hätte, uns die Verzweiflung seines Admets durch weniger anstößige Wirkungen zu schildern. Doch, dem sey für igt wie ihm wolle, Admet zieht endlich mit seinem ganzen Gefolge ab, und während daß sie die Leiche verbrennen, unterhält uns ein Bedienter mit einer tragikomischen Erzählung, wie lustig sich der fremde Gast mache, von dem er aus seiner ganzen Aufführung vermuthet, daß er irgend ein Erbspizbube und Landstreicher seyn müsse. (Denn dies ist doch wohl in unsrer Sprache das Aequivalent für *πανουργον κλωπα* und *ληστην τινα*?) Der hierauf folgende Dialog zwischen Herkules und dem Bedienten ist abermal durch eine lange moralische Lektion merkwürdig, die der erste dem andern hält, um ihm begreiflich zu machen, wie albern und unanständig es sey, dem Gaste seines

P 3

Herrn



Herrn um einer verstorbenen Sclavin willen ein finstres Gesicht zu zeigen. Hier, komm her, „(sagt ihm der Halbgott) ich will dich Weisheit lehren; denn es scheint doch, dies sey was „du am nöthigsten hast. Weißt du, was es „mit dem menschlichen Leben für eine Bewandtniß hat? Ich denke, nein; woher solltest du's „auch wissen? Höre mir also zu! Alle Menschen „müssen sterben, und von allen Sterblichen weiß „keiner ob er morgen noch leben wird. Der Lauf „des Zufalls ist ungewiß; es giebt keine Regel, „keine Kunst, wodurch er vorgesehen oder geleitet „werden könnte. Diesem zufolge was du izt „von mir gelernt hast, (*) mache dich lustig, „trink, halte nichts für dein als den gegenwärtigen Tag, alles übrige für des Zufalls. Aber „am allermeisten diene Entheräen, der freundlichsten und wohlthätigsten unter allen Göttern. „Alles übrige laß gehen wie es geht.“ u. s. w. Im Vorbengehen, wie gefällt Ihnen der Ton und die Moral dieses Euripidischen Herkules? Wenigstens sehen Sie, daß ich den Meinigen nicht nach ihm gezeichnet habe. Der Herkules, den ich schilderte, ist der Herkules des Proditus, (**) der sich durch die Grösse seiner Gesinnungen und Thaten den Weg zum Olympus bahnt. Des Euripides seiner ist der Herkules der

(*) Im Griechischen ist dies noch zierlicher gegeben: Was du gehört und von mir gelernt hast.

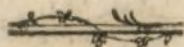
(**) Beym Xenophon im 1. Buche der Sokratischen Denkwürdigkeiten.

der schönen *Omphale*, der immer bereit ist den Ruhm seines Heldenlebens an das Vergnügen eines Augenblicks zu setzen. Er ist nicht mehr als ein alltäglicher Mensch, da jener sich der Grösse der Götter nähert. — Der Bediente kan sich endlich nicht länger halten, dem fremdem *Bacchus*-Bruder zu entdecken, wie unzeitig seine Fröhlichkeit sey. *Herkules* beklagt seinen Irrthum, sagt uns (nach einer Gewohnheit welche *Euripides* in allen seinen Stücken heilig beobachtet) von Wort zu Wort vorher, wie er es machen will, um *Alcesten* wieder zu bringen, und geht ab. *Admet* kömmt nun von der Bestattung seiner Gemahlinn zurück. Man muß gestehen, es ist viel Natur, viel Rührendes in den Klagen, die er anstimmt. — Weh mir! Trauriger Gang! Trauriger Anblick meiner verwittibten Wohnungen! Weh mir! Wohin soll ich gehen? Wo werd' ich Ruhe finden? (Was soll ich sagen? was nicht? (*)) O warum muß ich noch leben? Warum muß ich geboren werden? Die Todten, die Todten allein sind glücklich! Alles was ich liebe ist bey ihnen! Bey ihnen wünsch' ich mir zu wohnen; denn für mich ist der Anblick dieses Tagelichts keine Freude mehr, u. s. w. Der Chor vergißt, wie leicht zu erachten, seine Schuldigkeit bey einem so schönen Anlaß nicht; er tröstet, er nimmt Antheil, und da nichts versaugen will, wirft er sich in Gemeinplätze, —

P 4

„wider

(*) Dies ist nun wohl platt genug; ich hab es deswegen in Klammern eingeschlossen.



„wider das Schicksal? Du bist nicht der erste, „nicht der einzige“ und was dergleichen feine Sprüchlein mehr sind. Diese Conversation zwischen Admet und dem Chor, worinn jener (wenn die Kenne wieder an ihn kömmt) mit vieler Wohlredeneit jammert, und dieser sehr plattes Zeug sagt, dauert nun ziemlich lange fort, und, die Wahrheit zu sagen, ich begreife nicht, wie es die Athenienser machten, um diese sogenannten Antistrophica schön zu finden. Urtheilen Sie selbst davon, mein Freund; hier ist eine kleine Probe:

Chor 1. Komm herben, herben! Verbirg dich
ins Innre des Pallaßs!

Admet. Ach, äh!

Chor 2. Dein Unglück verdient wohl, daß du
ächzest.

Admet. He! He!

Chor 3. Der Schmerz überwältigt dich, wie
ich sehe.

Admet. Pheu! pheu!

Chor 4. Aber deiner Verstorbenen kanst du
nicht helfen.

Admet. O! Weh mir! Weh mir!

Chor 5. Das wonnevolle Anschauen einer ge-
liebten Gattin auf immer verlohren zu
haben, ist freylich traurig!

Nun perorirt Admet eilf Verse lang. Er
wünscht — daß er nie keine Frau genommen
hätte —



hätte — daß er keine Kinder hätte! — „Weib,
„Kinder zu verliehren ist unleidlich, sagte er, und
„wird noch unerträglicher durch den Gedanken,
„daß es ja nur bey uns stund, keine Kinder zu
„zeugen, keine Frau zu nehmen.“ — Sie
sehen, dieser Admet bleibt sich immer gleich; im-
mer ist es ihm nur um sich selbst zu thun. Ei-
nem zärtlichen Herzen würde selbst in der höchsten
Wuth der Schmerzen, der Wunsch, den er thut,
unmöglich seyn. Freylich ist alles, was er sagt,
Natur; aber platte, rohe ostadische Natur!
Und lassen Sie uns die Schuld davon nicht auf
die Griechen, nicht auf die Einfalt seines Zeitz-
alters schieben, wie Brümoy gethan hat. Ae-
schylus und Sophokles waren auch Griechen!
Und ist nicht Euripides selbst, wenn er will, ein
beynahe eben so grosser Schöpfer idealischer For-
men, als jene?

So wie Admet fertig ist, fängt der Chor seine
Antistrophe an, und Admet antiphoniert jeder
Zeile des Chors wieder sein voriges Aeh, ah!
he, he! Pheu, pheu! und o Weh mir,
Weh mir! — Nehmen Sie igt noch an, daß
die Musik der Griechen nichts bessers gewesen sey,
als was Meibomius daraus macht, und stellen
Sie sich dann vor, was diese Strophe und Anti-
strophe für eine Wirkung gethan haben mag!

Ich hätte in dem Rest dieses Acts noch Stoff
genug zu Anmerkungen, aber ich besorge, Sie
und Ihre Mitleser zu ermüden. Genug, Sie
haben

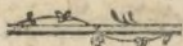


haben gesehen, wie Euripides seinen dritten und vierten Act ausgefüllt hat. Erlauben Sie mir nun auch, daß ich Ihnen mit zwey Worten sage, wie ich mir das Problem aufgelöst habe.

Admet kan, nachdem Alceste nicht mehr ist, dem Zuschauer durch nichts erträglich werden, als durch die Wahrheit und Zestigkeit seines Schmerzens. Und warum nur erträglich? Um uns zu rühren, muß er sogar liebenswürdig werden. Und sollte dies nicht zu bewerkstelligen seyn?

Alles kömmt hier auf die Beobachtung der natürlichen Abstufung des Affects an. Der erste Schlag betäubt ihn — Was könnte er in dem Augenblick, da Alceste stirbt, erträgliches sagen? Zu Boden muß er sinken. Parthenia kan rasen, kan mit den Göttern rechten; ihr steht ein ungeduldiger Schmerz an — aber der höchste Grad muß für Admeten aufbehalten werden. Endlich erwacht er aus seiner Betäubung, und nun ist der erste Ausbruch seiner Schmerzen Verzweiflung.

Dies ist keine Leidenschaft, die man uns unmittelbar vor die Augen stellen darf — Das Gesetz des Schönen ist für alle schönen Künste ein Grundgesetz, das keine Ausnahme leidet; und wie könnte man wüthende Verzweiflung schön mahlen? — Aber Parthenia muß dem unverhofft angekommenen Herkules den erbarmenswerthen Zustand seines Freundes vormahlen! Und o!
mein



mein Freund, welch ein Gemählde hat unser Schweizer aus dieser so simpeln, aber so schrecklichen Arie gemacht!

Er flucht dem Tageslicht
In seinem Schmerz;
Sein blosser Anblick bricht
Ein fühlend Herz!
Ihm Trost zu geben fänd
Ein Gott zu schwehr.
Er hört mit taubem Ohr
Der Freundschaft Stimme:
Starrt zum Olymp empor
In stillem Grimme,
Kennt sinnlos weder Furcht
Noch Hofnung mehr!

So muß dem Manne zu Muthe seyn, der nur eben eine Alceste verlohren hat! Das Gemählde ist entsetzlich; aber der Zuschauer ist durch die Dazwischenkunft eines Halbgottes vorbereitet, es zu ertragen. Admet verzweifelt; aber wir fangen wieder an zu hoffen — Eine geheime Ahndung, daß der Held, dessen hohe Empfindungen unsre Seele über sich selbst erhuben, nicht vergebens gekommen sey, mischt sich in das Entsetzen, womit uns Parthenias Gemählde erfüllt. Die herzerhöhenden Töne:

O Jugend, für die ich alles thu', für die ich
alles wage,
wieder!



wiederhallen noch in unsrer Seele, und wirken im Verborgnen. Unmittelbar nach dem erschütternden Schlusse des zwennten Acts würde uns die Vorstellung der Verzweiflung Admets zu stark angegriffen haben — und der Dichter muß uns nur täuschenden, nicht wirklichen physischen Schmerz verursachen. Aber, so behandelt, werden Gegenstände des Entsetzens selbst zu Quellen des Vergnügens.

In einer äußerst gefühlvollen Seele — und eine solche mußten wir dem Admet geben, wenn er interessant werden sollte — sinkt die Verzweiflung von ihrer höchsten Stufe nach und nach zu stillem hoffnungslosen Gram herab. Die Seele, im Begriff in den furchtbaren Abgrund hinabzustürzen, ergreift ängstlich die einzige Idee, die für sie noch etwas wesentliches ist, die Idee des geliebten wiewohl verlohruen Gegenstandes; an sie klammert sie sich an, wie einer, der von einem hohen Vorgebirg' ins Meer hinnabstürzt, seine von Todesangst mit übermenschlicher Stärke angeschwellte Hände in eine hervorragende Felsenspitze einschraubt. Dies ist der Zustand worinn Herkules seinen Freund antrifft. Der wildeste Sturm der Verzweiflung ist vorüber. Eine Art von Stille ist auf ihn gefolgt; aber eine schreckliche Stille. Admet liebt nichts, kann nichts mehr lieben, als den Aschenkrug, der nun bald den Nest seiner Geliebten verschlingen soll! Er sieht in seinem Freunde nur den Sohn eines Gottes, der ihn elend gemacht hat. Er verschmäht den
blossen



bloßen Gedanken der Hofnung. Er würde an Alcesten zu sündigen glauben, wenn er noch hoffen könnte. Die Weisheit seines Freundes scheint ihm Unsinn — gleichwohl erschüttert ihn endlich die stille Grösse des Helden der mit ihm spricht, und die Erinnerung an die Götter, deren Verehrer er einst war, erweckt seine betäubte Seele zu dem sanfteren Gefühl, welches Sie in den Worten nicht übersehen haben werden.

O Freund, sie haben mich verlassen;
Sie hörten nicht mein Flehn!

Auch in der Art, wie Herkules sich auf den Weg begiebt, sein grosses Unternehmen auszuführen, mache ich auf Ihren Beyfall Anspruch. Der kurze Monolog, wozu ihm die Entfernung der Parthenia in der zwooten Scene Gelegenheit giebt, hat uns seine Entschliesung entdeckt. Sich selbst durfte er sie gestehen; aber einem andern zu sagen was er thun wollte, wäre Prahlerey gewesen. Das Gefühl seiner Stärke kann einen Sohn Jupiters wohl zuversichtlich genug machen, zu sagen

Freund, zweifle nicht,
Was Herkules verspricht,
Das wird er halten.

Aber dies ist auch alles, was er sagen darfs
Denn er ist gleichwohl selbst nicht gewiß, daß er
fähig seyn werde sein Unternehmen auszuführen.
Daher



Daher versprach er auch nicht mehr als was er halten konnte —

Helfen will ich dir, —

Ja, dir helfen, oder im Versuch mein Leben lassen.

Doch, ich überlasse es Ihnen selbst, mein liebster J*** diese Scene meines dritten Actes so genau als Sie immer wollen, zu zergliedern. Sie werden diesen dritten Act kurz gefunden haben; der vierte ist es noch mehr. Und so mußten sie seyn, um die gehörige Wirkung zu thun. Finden Sie, mein Freund, daß irgend eine Scene darinn ohne Nachtheil des Ganzen noch kürzer seyn könnte, so gebe ich Ihnen Vollmacht: Streichen Sie aus! Die meisten meiner Brüder in Melpomene glauben alles gewonnen zu haben, wenn sie wie Euripides schön reden können. Ich glaube, daß, zumal in einem lyrischen Schauspiel, die Kunst wenig Worte zu machen, ungleich grösser ist. Wie unendlich ist die Sprache der Empfindung von der Sprache der Rednerschulen verschieden! Was für unaussprechliche Dinge kan sie mit Einem Blick, Einer Gebehrde, Einem Tone sagen!

Der vierte Act ist vielleicht das was im ganzen Stück das schwerste war. Gerne würd' ich anfangs, da ich dem Stücke nur drey Acte geben wollte, dieser Schwierigkeit ganz ausgewichen seyn. Aber da ich sah, daß ich, ohne einen ungeschicklichen Mangel an Proportion, nicht vermeiden

meiden konnte, wenigstens vier zu haben, so sah ich auf einmal, daß zwischen dem dritten und dem letzten Act etwas war, das mir Stoff zu einer sehr interessanten Scene geben würde, und nun war mein vierter Act gefunden.

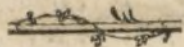
Es ist wahr, zween ziemlich lange Monologen unmittelbar auf einander sind nicht in der Regel. Aber bedenken Sie — daß ich nur zwei Personen hatte, — daß diese Personen beide in einem Gemüthszustande sind, wo es natürlich ist laut zu denken, — daß ihre Monologen den Zuhörer interessiren — und daß meine Alceste ein Singspiel ist — Ich weiß, diese Monologen haben meinem J^{***} im lesen gefallen, aber hören, hören muß er sie! Die zwoote Scene dieses vierten Actes ist der Triumph meines Freundes S. Was würde aus den gefühlvollen Athenern geworden seyn, wenn sie eine solche Scene hätten hören können! Admet ist uns in den vorhergehenden Acten lieb genug geworden, daß es uns nicht gleichgültig ist, wenn uns Parthenia sagt:

Nicht mehr versunken in betäubende
Verzweiflung hat sich an der Hand
Der Freundschaft seine Seele wieder aufge-
richtet.

Er fühlt sich wieder selbst, kan weinen, findet
Trost

In mitgeweinten schweesterlichen Zähren.

Diese Skizze ist es, mein Freund, welche in
beyden folgenden Scenen ausgemahlt wird. Die
heftige



heftigste Wuth des Schmerzens ist bey Admet nun vorüber; seine Seele hat wieder eine Art von Thätigkeit erlangt; aber noch immer ist Alceste der einzige Gegenstand derselben. Der Admet des Euripides wünscht, daß er Alcesten nie gekannt hätte; der meinige findet nirgends Ruhe, nirgends Trost als in dem Gedanken, daß der Tod selbst seine Liebe nicht vernichten kan. Da ihr Bild nun alles ist was er noch von ihr besitzt, so ist sein einziges Vergnügen, sich mit diesem Bilde zu unterhalten. Sie empfängt dadurch eine Art von Existenz für ihn. Das zärtliche Verstandnis ihrer Seelen dauert fort; sie lebt in seinem Herzen, er in dem ihrigen. Er glaubt sie zu sehen, er spricht mit ihr, er nimmt Antheil an ihren geringsten Handlungen und Begegnissen — kurz die Phantasie ist igt die wirksamste Kraft seiner Seele, und er überläßt sich ihr desto williger, da ihre süßen Täuschungen ihm zuweilen Augenblicke von Wonne geben, die ihm in seinem igtigen Zustand unendlich kostbar seyn müssen. Dies, dünkt mich, ist wahre Liebe! Auch gesteh' ich es Ihnen ohne Bedenken, mein Freund, kein fremder Beyfall giebt mir nur die Hälfte der Selbstzufriedenheit, die ich darüber empfinde, das Urbild zu der folgenden Stelle in meinem Herzen gefunden zu haben:

„D nach wem, Geliebte
 „Unglückliche, siehst du so zärtlich
 „Dich um? — Ich folge dir! Ich komme! —

Weh

Beh mir! Schon hat das Ufer gegenüber
 Sie aufgenommen! Liebreich drängen sich
 Die Schatten um sie her! Sie bieten ihr
 Aus Lethens Fluth gefüllte Schalen an.
 „D hüte dich, Geliebte! Koste nicht
 „Von ihrem Zaubertranke! Ziehe nicht mit
 ihm

„Ein schreckliches Vergessen unsrer Liebe ein.
 D flieh, geliebter Schatten, fliehe, u. s. w.

Aber — Cynthius zupft mich beym Ohre,
 und erinnert mich, daß es Zeit ist aufzuhören.
 Erlauben Sie mir nur noch zwo Anmerkun-
 gen — und ich bin fertig.

Euripides läßt im dritten Act Alceste's Leich-
 nam verbrennen; und im fünften bringt Herkules
 sie mit Leib und Seele wieder zurücke. Ihre Seele
 hat er dem Orkus abgejagt; dies geben wir zu;
 aber wie diese Seele ihren vorigen Leib, nachdem
 er in Asche verwandelt worden war, wieder be-
 kommen konnte, ist und bleibt unbegreiflich. In
 meiner Alceste geht die Wiedervereinigung der
 aus dem Elysium zurückgebrachten Seele vor, eh
 ihr Leib noch zerstört worden ist. Immer bleibt
 zwar etwas wunderbares in der Sache, wovon
 man uns das Wie nicht zeigt: Aber die Im-
 gination findet doch ungleich weniger Schwierig-
 keit in diesem Falle als in jenem. Es ist wahr,
 das Wunderbare steigt durch die Höllenfarth des
 Herkules. Wir begreifen weder wie er den Weg

I. B. 3tes St.

Q

in



in den Tartarus gefunden noch wie er ein so großes Abenteuer in so kurzer Zeit vollenden konnte. Aber gleichwohl mangelt es uns nicht an Vorstellungen, womit wir unsre Einbildung, wo nicht befriedigen doch zum Schweigen bringen. Herkules ist ein Halbgott; man ist gewohnt, außerordentliche, übermenschliche Thaten von ihm zu sehen; es ist nichts so schwer das man ihm nicht zutraute. Dies ist etwas; aber der Dichter — dem die Natur einige Blicke in das menschliche Herz gegönnt hat — sah, daß er noch mehr thun konnte: Er läßt Admeten eine Frage an den Herkules machen, die er gleichsam im Nahmen aller Zuschauer thut: und Herkules beantwortet sie auf eine Art, welche keiner Widerrede Raum läßt.

— — Sage,

Den Göttern gleicher Freund, wie konntest du
 Lebendig in den unzugangbarn Sitz
 Der Schatten dringen? O, erkläre mir
 Ein Wunder, das mir, noch in diesem Augen-
 blicke,
 Da ichs mit Augen seh, mit Händen fühle,
 Unglaublich ist.

Dieser Unglaube, dieser Vorwitz des Admet thut die glücklichste Wirkung; er kommt den Einwendungen der Zuschauer zuvor, und erstickt sie gleichsam auf ihrer Zunge. Aber die Antwort des Herkules verschließt beyden den Mund auf immer:

Begehre

Begehr es nicht zu wissen!
 Ein heil'ger Schleyer, den die Götter selbst
 Nicht wegzuziehen wagen, liegt
 Auf den Geheimnissen des Geisterreiches.
 Der Eumeniden Hand schließt meinen Mund.
 Genug für dich, daß dir Alceste wieder
 Gegeben ist. Geneuß der wundervollen Wohl-
 that

Der Götter, Freund, und fessele deinen Vorwitz!

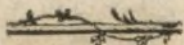
Sie wissen, mein Freund, daß dies völlig nach
 den Begriffen der Alten gesprochen ist; und diese
 Begriffe sind gewissen wesentlichen Empfindnissen
 der Menschheit so angemessen, daß die Antwort
 des Herkules selbst für uns etwas täuschendes
 hat, welches uns das Unglaubliche in der Sache
 verbirgt, — und dies ist doch alles, was man
 bey einer Fabel wie diese von dem Dichter for-
 dern kan.

* * * * *

IV.

*A Discourse delivered to the students of the
 Royal Academy, on the Distribution of
 Prizes. Dec. 10. 1771. By the President,
 4to 1772.*

Diese Abhandlung des Präsidenten der Engli-
 schen Mahler-Akademie, Hrn. Reynolds,
 ist allerdings merkwürdig genug, daß sie auch
 außer



ausser dem Auditorio einer Zeichenschule bekannt zu werden verdient, zumal da sie schon der Nahme des berühmten Verfassers, (dem es als einem grossen Künstler am besten ansteht, von der Kunst zu raisonniren) zum voraus empfiehlt. Sie ist voll der treffendsten Bemerkungen über Meister und Schulen; die Grundsätze aber, denen der Verfasser im Ganzen zugethan scheint, bleiben für uns immer ein wenig zu ausschliessend. Das Erhabene, das Schöne ist ihm blos der würdige Gegenstand der Kunst. Wir scheinen bey nahe izo in ganz Deutschland voll edlen Eifers, eben diesem moralischen Künstler-Principio zugethan zu seyn; und vielleicht thut es der Kunst eben den Schaden, wie den Sitten die ekle sentimentale Jugendkrämeren — das ist, es verdrängt alles wahre Leben. Aus allzu grosser Liebe zur antiken Ruhe geht moderne Wahrheit verlohren, und es ist zu befürchten, daß unser Herkules zu früh im Olymp auf seine Keule mit Selbstgenugsamkeit herab sieht, ehe er auf Erden eines seiner Tagewerke geendigt hat.

„Der Werth und der Rang einer jeden Kunst (sagt Hr. Reynolds) bestimmt sich nach dem Maas der Seelen-Arbeit, die darauf verwendet worden, und nach dem Maas des Seelen-Vergnügens, das sie erweckt. Nachdem dieses Principium entweder bey behalten oder vernachlässigt wird, so wird sie entweder Kunst oder blosses Handwerk. Sie nimmt den höchsten Flug des Genies, wenn sie bey einem Künstler für die höchsten



heren Seelenkräfte arbeitet; und sie verliert sich in der Hand eines Andern in blosser Verzierung, wenn er auf nichts als anständige und muntere Ausmeublirung unsrer Zimmer bedacht gewesen ist.“ So weit sind wir vollkommen seiner Meinung. Aber nun kommt eine Anwendung, die wir nicht unterschreiben mögen. „Diese wahre Aeußerung der Seele, welche doch nur der einzige Vorzug ist, der unsere Kunst wirklich veredelt, macht den grossen Unterschied zwischen der römischen und venetianischen Schule, und giebt dem Historienmahler den Rang über alle andere Künstler. Kein Theil seines Werkes kan ohne wahre Anstrengung seiner Seele hervor gebracht werden; nur ein vollkommenes Modell ist der Gegenstand, der ihn beschäftigt. Er mag nichts kleinlich nachahmen, und mit allen seinen Schönheiten und Mängeln in seinen grossen Plan übertragen. Der Mahler, der vortreflich werden will, muß sich vor particularen Ideen hüten. Um eine vollkommne Form zu erzeugen, muß er sich durch Imagination helfen; er muß die Natur verschönern.“

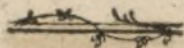
Allerdings bleiben Raphael und Michel Angelo unter den wenigen seltnen Menschen die edelsten, deren Seele sich nur mit erhabnen Ideen und Bildern nährte. Allein man finde nur nicht immer ihren Werth auf Unkosten andrer, denen die Natur durch ein andres Medium erschienen ist! Rembrand und Paul Veronese sind vielleicht eben so grosse Dichter in ihrer Art, als jene



in der ihrigen; und warum sollte Ariost kein Poet seyn, weil er keinen Engel Klopstocks und keine Sünde Miltons zeichnen mochte? Für Schüler und Studenten scheint uns diese Künstlermoral sehr verderblich zu werden. Was wird geworren, wenn man sie gleich anfangs auf Antike, Raphael u. s. w. verweist, da sie noch keine Sinnen dazu haben, und vielleicht die Schönheiten des Künstlers nicht begreifen können, der zwanzig Staffeln unter diesen steht? Für einen Anfänger sind vielleicht die härtesten Abstufungen der Haltung in glatter französischer Manufaktur-Manier mehr nütze als Waterloo — Denn dort sieht er doch etwas, und hier gar nichts. Winkelmann hat uns in Deutschland gewiß, ohne es zu wollen, unendlichen Schaden gethan. Die Wärme seines Enthusiasmus hat sich kalten Herzen mitgetheilt, die zu seinem Rausche die Constitution nicht hatten, und deren Geschwäche desto elender ist, weil sie sich für trunken ausgeben, und es niemals werden können. Dafür sehen sie aber nicht was sie umgiebt, und fallen nüchterner Weise über das Schöne weg, das ihnen die Natur vor die Nase gestellt hat. Wir fangen an, über das Niedrige der niederländischen Manier, ihre ängstliche Nachahmung von Kleinigkeiten, u. s. w. zu schimpfen, und bedenken nicht, daß sogar unsre Wohnhäuser und Tagelichter uns niemals erlauben so zu sehen, wie die Niederländer. Es ist wahr, die Figuren des Paul Veronese und Bassano sind Gondolierer, Fischerweiber und öffentliche Dirnen; allein es
ist

ist doch Natur, mit Leben ausgedrückte Natur. Man streiche nur die Ueberschrift der biblischen Geschichte weg, die es vorstellen soll, so ist alles an seinem Platz. Hätten unsre jungen Zeichner nur erst den Blick für dieses rasche Leben, könnten sie es auf der Leinwand nachschaffen, so würde ihnen auch nachher der Sinn für das Edle, Ruhige, und hohe Schöne der Antike zu Theil werden. Wir übergehen die allgemeinen Grundsätze der mahlerischen Composition bey Herrn Reynolds, die er mit einer Kälte und Abstraction vorträgt, worüber man sich billig bey einem Künstler wundern muß. Einige lichte Ideen über die Perspectiv hätten hier mehr genützt, als das allgemeine Zeug von Gruppierung u. s. w. Eine einzige Anmerkung müssen wir nicht übergehen. „Ein gemeiner Künstler, sagt er, ist immer besorgt, es möchte ein Theil seiner sorgfältigen Anordnung für den Zuschauer verlohren gehen. Er nimmt sich daher eben so viel Mühe, alle Zeichen seines Fleisses zu entdecken, als der wahre Künstler sich gegeben hat, sie zu verstecken. Alles scheint in diesen niedrigen Compositionen überladen und studiert; es ist alles Prätension und ausframende Kunst. Der Unwissende verläßt diese Gemählde, voll Bewunderung im Munde, und voll Gleichgültigkeit im Herzen“.

„Bey dem Colorit, sagt er, müssen alle kleinen Lichter und die Aufmerksamkeit auf mancherley Tinten sorgfältig vermieden werden; Ruhe



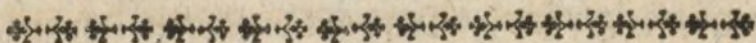
und Simplicität muß durch das ganze Werk herrschen. Die grosse Wirkung wird durch zween Wege hervorgebracht, die einander gänzlich entgegengesetzt zu seyn scheinen. Der erste ist, wenn man die Farben sanft in einander nüanciren läßt, so daß am Ende nur Helldunkel oder das übrig bleibt, was die Italiener Chiaro oscuro nennen, wie die Manier der bolognesischen Schule; oder wenn man die Farben sehr abstechend hält, wie die römische und florentinische Schule. Simplicität ist indessen das Hauptprincipium von beyden. Gewiß nichts kan einfacher seyn, als Monotonie der Farben; und die abstechende blaue, rothe und gelbe Farben in der Draperie der Römer und Florentiner, ob sie gleich diese Art der Harmonie nicht haben, die durch eine Menge gebrochener und lasirter Farben hervorgebracht wird, thun doch die Wirkung die man sich vorgesetzt hatte. Vielleicht rühren diese Farben die Seele weit stärker, weil keine grosse Vereinigung unter ihnen ist; wie kriegerische Musik zu Erregung höherer Leidenschaften eben durch die schnelle Uebergänge würkt; und die Musik, die sanfteren Neigungen einflößen soll, die Töne unvermerkt in einander schmilzt“.

Eine vortrefliche Anmerkung gegen die Herren Dilettanti, die so geschwinde die Fehler bemerken: „In einer Conferenz der französischen Akademie, wo Le Brün, Bourdon und alle damaligen grosse Künstler gegenwärtig waren, verlangte man ihre Meynung über die Ursachen, warum
Paolo

Paolo Veronese in der Geschichte des Perseus und der Andromeda aller Regel zuwider die Hauptfigur in Schatten gestellt hätte. Niemand gab eine erklärende Antwort. Mich dünkt, sagt Reynolds, wenn man ihn in die Classe der Künstler gesetzt hätte, wohin er gehört, so wäre die Antwort bald gefunden gewesen. Es ist unvernünftig etwas zu suchen, das der Künstler niemals bewürken wollte. Seine Absicht war bloß eine Wirkung von Licht und Schatten hervorzu bringen; alles wurde dieser Absicht aufgeopfert, und die eigensinnige Composition stimmte sehr gut mit dem Styl überein, den er einmal führen wollte. „Diese Bemerkung ist gewiß auch auf alle historische Stücke Rembrands und vieler andern Niederländer anzuwenden. Der Verfasser scheint uns beynähe überall zu streng zu seyn, wenn er von den Venetianern oder Niederländern spricht. Wir übergehen deswegen seine Urtheile; denn, da er nirgends Poesie in Vorstellung bloß natürlicher Gegenstände, wie Blumen und Fruchtstücke sind, anerkennen will, so ist hier der Ort nicht ihn zu widerlegen. Was er von Correggio sagt, ist vortreflich:“ Der erste von den Künstlern, die sich in dem zusammengesetzten Styl hervorgethan haben, ist Correggio. Er gründet sich auf moderne Grazie und Eleganz, zu dem die Simplicität der grossen Manier kömmt. Große breite Massen von Licht und Schatten, die Hauptideen der Draperie, und ein ununterbrochener leichtfließender Contour stimmen zusammen, diese Wirkung hervorzu



bringen. Nach ihm hat Parmegiano das Niedliche der modernen Weichlichkeit erhöht, indem er es mit der Simplicität der Alten, und dem strengen hohen Styl des Michel Angelo verbunden hat. Man muß zwar gestehen, daß diese zween grosse Männer, indem sie den höchsten Grad der Grazie erreichen wollen, öfters die Gränzen überschritten haben, und in die Affectation, den häßlichsten von allen Fehlern verfallen sind“.



V.

Französische Litteratur.

Eloge de Racine avec des notes par M. de la Harpe. A Amsterdam & se trouve à Paris, chez La Combe, Libraire, rue Christine. 1773.

Diese wichtige Schrift des Herrn de la Harpe beschäftigt in diesem Augenblicke die Aufmerksamkeit aller hiesigen Kenner, und giebt den hauptsächlichsten Stoff zur Unterhaltung in denjenigen Gesellschaften, welche wir unter dem allgemeinen Namen der guten Gesellschaft zusammen fassen,

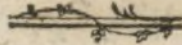
quibus est equus & pater & res.

Der Herr von La Harpe untersucht die verschiedenen Meynungen der schönen Geister und Kunstrichter über Racinens Verdienste, und er scheint den langen Streit: wer von Corneille oder Racine der größte Mann gewesen sey, endlich zum Vortheile des
 letzte

letzteren entschieden zu haben. Nothwendig mußte der Parthengeist bey dieser Gelegenheit in Gährung gerathen; aber auch die eifrigsten Bertheidiger des Corneille bewundern nichts destoweniger in dem Gegner ihrer Meynung einen Mann von vorzüglichen Talenten, und ertheilen seiner Schrift die verdienten Lobsprüche. In der Lobrede auf Senelon, von eben diesem Verfasser, welche vor zwey Jahren den von der französischen Akademie ausgesetzten Preis der Beredsamkeit erhielt, bot der Stoff ein rührenderes Interesse dar; im Gegentheil wurden hier mehr literarische Kenntnisse, mehr Geschmack und ein größerer Reichthum an Gedanken erfordert. Am Ende der Rede befinden sich Anmerkungen, worinn die Sätze, welche der Herr von La Harpe behauptet, entwickelt und unterstützt werden. Diese Anmerkungen sind an sich selbst reich an merkwürdigen und interessanten Dingen, voll neuer Beobachtungen, einleuchtender Grundsätze, und einer feinen und kühnen Critik. Es werden darinn mit eben so viel Offenherzigkeit als Muth die eigensinnigen Vorurtheile bestritten, welche sich dem Wachsthum des Lichts entgegen setzen, und verursachen, daß großen Männern oft zu spät Gerechtigkeit wiederfährt. Alle Geheimnisse des Neides und der Eifersucht werden aufgedeckt. Jener verborgene Haß, den alle schlechte Schriftsteller gegen die Vollkommenheit, die sie demüthiget, empfinden, wird aus seinen finstersten Winkeln hervorgezogen, und an die Sonne gestellt.

Damit mein Lob nicht ganz von Beweis entblößt sey, so will ich es mit einer Stelle aus der Rede des Herrn von La Harpe beschließen.

„Wie kan ich der Berenice gedenken, und nicht
 „aufs neue jene rührende, unerschöpfliche Beredsamkeit, jene biegsame, melodische Sprache, die
 „über Herz und Sinne so viel Gewalt hat, bewun-
 „dern? Wie sehr mußte nicht am Hofe Ludwigs des
 XIV.



„XIV, an diesem feinen, glänzenden, wollüstigen
 „Hofe, eine so bezaubernde, noch nie gehörte Spra-
 „che gefallen! Ihr unvergeßlichen Schönen, deren
 „Nahmen in unserm Gedächtnisse neben den Helden
 „jenes berühmten Jahrhunderts stehen, wie sehr
 „mußtet ihr Racinen lieben? Wie sehr mußte ein
 „Dichter euch einnehmen, der seine Kunst in euren
 „Herzen studiert zu haben schien, den ihr im ge-
 „heimsten Verständnisse mit euren Schwachheiten er-
 „blicktet, der euch von euren Neigungen, von euren
 „Schmerzen, von euren Freuden unterhielt, in Ver-
 „sen, sanft wie die Stimme der Schönheit, wenn
 „sie das Geständniß der Liebe tönt. Ihr zärtlichen,
 „und fast immer unglücklichen Seelen, deren Herz
 „jeder Bewegung, jeder Rührung entgegen eilt, Ra-
 „cine ist euer Dichter, und er wird es bleiben: er
 „erneuert in euch alle die Eindrücke, womit ihr euch
 „zu nähren liebt; seine Einbildungskraft stimmt mit
 „der eurigen beständig überein, sie kan die Bewe-
 „gungen und die Wirkksamkeit derselben begleiten,
 „ihre unersättliche Begierlichkeit erfüllen: mit ihm
 „werdet ihr am liebsten weinen; und ihr seyd es,
 „deren Verwahrung er seinen Ruhm anvertraute;
 „ohne Zweifel werdet ihr ihn schützen; zum Lohn
 „für die Thränen, die er euch vergiessen macht.“

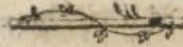
M. D. S. A.

*Les trois siècles de notre littérature, ou le
 tableau de l'esprit de nos écrivains depuis
 François I, jusqu'en 1772., par ordre al-
 phabétique. A Amsterdam. 1773.*

Dieses Werk ist allein wegen des Abscheues und
 der Verachtung, die es bey allen Rechtschaffe-
 nen erweckt hat, merkwürdig; man könnte es die Zu-
 sam-

sammenverschworung der Mittelmäßigkeit und des Neides nennen. Es scheint, der Abschraum der Litteratur hat sich, mit gemeinschaftlicher Wuth in diesen dreyen Bänden zur Rache vereinigen wollen. Die Quelle dieser sonderbaren Erscheinung liegt in dem gegenwärtigen Zustande der Litteratur zu Paris verborgen.

Seitdem die Cultur der Wissenschaften, welche nur das Geschäfte solcher Männer, denen die Natur Geist und Geschicklichkeit dazu verliehen hat, seyn sollte, ein offener Papierhandel für jedermann geworden ist, haben sich die vorzüglichen Schriftsteller, die eigentlichen guten Köpfe, welche mit Anstand die edelste und verehrungswürdigste aller Künste ausüben, schlechterdings genöthigt gesehen, sich von denjenigen abzusondern, die ein geringschätziges und verächtliches Gewerbe daraus machten. Es geht der Republik der Gelehrten, wie allen übrigen Gesellschaften; sie hat Leute von Ansehen, und sie hat einen Pöbel. Die vorzüglichen Schriftsteller fühlten sich um so mehr gedrungen, diesen Unterschied sichtbar zu machen, da es ungerechte Leute gab, welche aus gehäßigen Absichten, sie wegen der Thorheiten und der übeln Aufführung jener Scribler, deren Sitten gemeinlich noch verworfener, als ihre Schriften sind, mit in Anspruch nahmen. Die Scribler, die sich überall mit Verachtung abgewiesen sahen; aus den Akademien und den gelehrten Gesellschaften ausgeschlossen; voll Eifersucht über die Ehrenbezeugungen, welche das Verdienst belohnen, und über das Ansehen, worinn die guten Köpfe bey den Edelsten der Nation standen, machten unter sich einen Bund der Vereinigung und der Rache. Sie gesellten sich zu verurufenen Journalisten, die ihr Brod mit ihrer Schande bezahlen, und alle Monate drey bis vier mal dem Genie, dem Verdienste, und der Tugend Hohn sprechen. Aber hiemit waren sie noch nicht befriedigt. Diese unglücklichen Blätter vereinigten sich unter einander, ohne daß



daß eine Spur davon zurück blieb, da hingegen der verächtliche oder spöttische Blick, von einem grossen Manne, im Vorbengehen, auf seine dummen Feinde geworfen, sie auf immer brandmarkte. Diesergestalt sank die niedrige Litteratur immer tiefer zur Schande hinab, und diejenigen, welche sie vergeblich anschwärzte, stiegen täglich so wohl im Vaterlande als bey den Ausländern zu höhern Ruhm und Ansehen. Endlich hat sie einmal alle ihre Kräfte zusammen genommen, um in einem Werke von Classischer Form ihre Helden und ihre Feinde aufzustellen. Jene werden darinn im albernsten Tone gelobt, und diese auf die gröbste Weise mißhandelt. Voltaire ist ein mittelmäßiger schöner Geist, dessen beste Stücke unter den schlechtesten des Corneille sind. D'alembert ist ein Meßkünstler ohne Genie und Erfindung. Hingegen ist der Verfasser der *Année littéraire* einer der besten Französischen Schriftsteller, und der Abbé Aubert ein vortreflicher Dichter. Die Schreibart der drey Weltalter ist ihren Urtheilen angemessen. Die Verfasser hatten sich vorläufig ihr Recht angethan, indem sie in die Vorrede setzten: man wird von uns sagen, daß wir wie Laquayen schreiben: welch' ein wachsamcs Gewissen diese Herren besitzen müssen! — Man wird fragen, wer die Männer sind, die auf diese Art drey Jahrhunderte richten? Der vornehmste ist Mr. l'Abbé Sabatier de Castries. Aber man glaubt, daß er in seiner Arbeit von dem Hrn. Clement und einigen anderen Autoren von eben der Stärke und eben der Parthey unterstützt worden ist. Diese Leute sind es, die zu allen Schriftstellern sagen: *la connoissance que nous avons des qualités indispensables à un bon ouvrage nous déterminent à censurer les vôtres.* Man hat mit Grunde bemerkt, daß es ziemlich kurzweilig sey, einen Sprachfehler in eben der Phrasis zu begehen, worinn man seine kunstreichsterlichen Ansprüche über alles zu kritisiren ankündigt; *indispensable à* ist im Französischen ein Barbarismus.

rismus. Es ist kaum zu entscheiden, ob Unwillen oder Verachtung die Oberhand behalten sollen, wenn Leute, deren Namen nicht einmal bekannt sind, sich zu Richtern über Männer aufwerfen, deren Schüler zu werden sie nicht einmal die hinlänglichen Fähigkeiten besitzen.

D. L. 6**

Eloges des Académiciens de l'académie Royale des sciences morts depuis 1666. jusqu'en 1699. par le Marquis de Condorcet de la même Académie & de la société Royale de Turin.

Ein sehr schätzbares Werk. Fontenelle, welcher seine Mitbrüder von der Akademie der Wissenschaften mit so viel Geist und Scharfsinn gelobt hat, fieng seine Arbeit erst in dem Jahre 1699 an, als die Akademie unter der Aufsicht des Abbé Bignon eine neue Gestalt und ein neues Leben erhielt. Der Herr von Condorcet hat sein Augenmerk auf diejenige Mitglieder dieser Gesellschaft gerichtet, welche seit der Errichtung der Akademie bis zu dem Zeitpunkte, wo Fontenelle sein Amt als Sekretär und Lobredner derselben antrat, hervorgethan haben. Die Namen dieser Gelehrten sind La Chambre, Roberval, Frencie, Picard, Mariotte, Duclou, Blondel, Perault, Huyghens, Charas und Koemer. Die Arbeiten dieser Männer werden in dem Werke des Hrn. Condorcet mit der Billigkeit eines einsichtsvollen Richters, und mit dem Geiste eines wahren Philosophen geschätzt. Er zeigt sich als einen Mann, dessen Genie seinem Gegenstande mehr als gewachsen ist. Seine Schreibart ist geistreich, ohne Zwang; verständig ohne Trockenheit, und von der Liebe zu den



den Wissenschaften, den Künsten und der Wahrheit durchaus befeelt. Dieses Buch ist zu Ergänzung des Fontenellischen Werkes unentbehrlich.

D. L. S.

Voyage à l'isle de France, à l'isle de Bourbon, au cap de bonne espérance & par un officier du Roi.

Diese Schrift macht dem Herzen ihres Verfassers Ehre; denn sie verräth überall Liebe zum Menschen, die Begierde etwas zu seiner Glückseligkeit beizutragen, und den herzlichen Wunsch das Elend jener unglücklichen Nation vermindert zu sehen, welche die Europäer von dem menschlichen Geschlecht abgesondert, und zu den Lastthieren herunter gesetzt haben. Auch dem Geiste des Verfassers macht diese Schrift Ehre; sie ist unterhaltend und mit vieler Lebhaftigkeit geschrieben: zuweilen trifft man auch starke Züge an. Eine einzige Stelle aus dem Eingange zu den Betrachtungen über die Slaveren der Schwarzen mag zum Beweise dienen. „Ich weiß nicht, ob Coffee und Zucker zu Europens Glückseligkeit unentbehrlich sind; aber so viel weiß ich, daß diese Früchte das Unglück zweener Welttheile ausmachen. Man hat Amerika entvölkert, um einen Acker dafür zu gewinnen. Man entvölkert Afrika, um eine Nation zu haben, die diesen Acker baut.“ Manchmal ist die Schreibart des Verfassers gesucht. Sein Journal enthält auch viele geringfügige Bemerkungen, und viele Irrthümer über die Entstehung der Pflanzen.

D. L. Harpe.

Le

Le Phasma ou l'apparition, histoire grecque, contenant les aventures de Néocles, fils de Themistocle, tirée & traduite d'un manuscrit trouvé à Smyrne.

Der Uebersetzer dieser Schrift, Mr. Poinfenet de Sivry, berichtet uns in der Vorrede folgendes von seinem Original: „Der Phasma ist ein Titel, welchen der grosse Beyfall, den verschiedene Schauspiele dieses Namens bey den Griechen erhielten, in Würde und Ansehen brachten. Er bedeutet die Erscheinung oder das Gespenst. Man weiß nicht, ob unter den Griechen Menander dieses Sujet zuerst bearbeitet hat, oder ob es zu seiner Zeit schon zu den abgenutzten gehörte. So viel ist gewiß, daß bey den Römern unter andern Plautus und Labinius nach dem Ruhm gestrebt haben, den Phasma der Griechischen Bühne zu entwenden. Folgender Haupt-Inhalt liegt in verschiedenen Bearbeitungen dieses Stoffs zum Grunde.“

„Eine liebenswürdige Wittwe, die zu einer zweyten Heyrath aufgefordert wird, sucht ihrem neuen Liebhaber zu verheelen, daß sie eine Tochter aus der ersten Ehe hat; und nachher fehlt es ihr an Muth, ihm seinen Irrthum zu benehmen. Sie läßt diesertwegen in dem Innern ihrer Wohnung eine besondere Capelle anlegen, dem Dienste einer vorzüglichen Schutzgottheit, welche sie mit ausnehmender Andacht zu verehren vorgiebt, gewenht. In diesem Orte erzieht sie ihre Tochter ganz im Verborgenen. Ein junger Mensch aus der Nachbarschaft, da er täglich den Eingang dieses kleinen Heiligthums mit Blumenketten und Kränzen geschmückt sieht, wird auf den Anblick des Inwendigen begierig. Er überläßt sich dieser Bewegung, versucht die Thüre zu öffnen, und es gelingt ihm. Raum
I. B. 3tes St. R „ aber



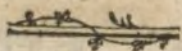
„aber hat er sie geöffnet, so setzt ihn die unvermuthete
 „Erscheinung der jungen Bewohnerin vor Entzücken
 „auffer sich. Vom Anblick ihrer blendenden Schön-
 „heit übertäubt, glaubt er, voll Bestürzung die Gott-
 „heit des Tempels zu sehen. Auf den Schrey der
 „Bewunderung, der ihm entfährt, läuft man her-
 „bey, und dem Gemahl wird der Irrthum, worinn
 „seine Gattin ihn unterhalten hatte, bey dieser Ge-
 „legenheit offenbar. Gerührt von den unschuldigen
 „Reizungen des schönen Mädchens, vergiebt er der
 „Mutter; nimmt die Tochter an Kindesstatt an, und
 „vermählt sie mit dem Jünglinge, welcher gleich
 „beym ersten Anblicke die heftigste Liebe für sie em-
 „pfunden hatte.“

Herr Poinset meynet, die Verwicklung dieses
 alten Sujets, schicke sich, wegen der pathetischen
 Auftritte, die sie darbietet, besser zum Roman, als
 für die ächte Komische Bühne, und er berichtet uns,
 daß ein Grieche aus den spätern Zeiten den Phasma
 wirklich historisch, im heroischen Geschmacke behan-
 delt habe. Das Griechische Manuscript ist abhan-
 den, aber Hr. Poinset besitzt davon eine wörtliche,
 lateinische Uebersetzung, die sich von einem französi-
 schen Consul zu Smyrna herschreibt.

Der neue Grieche hat die glückliche Entwicklung
 des Phasma beybehalten, aber den übrigen Umstän-
 den des Plans, seinen Absichten gemäs, eine neue
 Wendung gegeben. Er hat verschiedene wirkliche
 Helden des Alterthums mit seinen erdichteten in Ver-
 bindung gebracht, und merkwürdige Begebenheiten
 aus der Geschichte eingeflochten. Hiedurch hat er
 seinen Stoff, der sich durch das bezaubernde In-
 teresse, welches die Alten darinn fanden, schon hin-
 länglich empfiehlt, zu einer noch größern Würde er-
 hoben. In der That ist dieser Roman sehr unterhal-
 tend, und die Schreibart darinn untadelhaft.

L. S.

Les



*Les malheurs de l'inconstance, ou les lettres
de la Marquise de Syrcé, & du Comte de
Mirbelle, par M. Dorat.*

Dieser Roman ist von modernerem Geschmack, als der vorhergehende. Das anziehendste darinn sind die Briefe eines jungen Duc, (*) der einen französischen Lovelace vorstellt; tückisch, treulos nach einem ausgedonnenem Plane, und abscheulich mit fröhlichem Muth. Seine Briefe sind voll Wiß und Annehmlichkeit (und desto schlimmer! sagt der deutsche Merkur.)

D. L. S.

*Le Jugement de Paris, poeme en quatre
chants, par Mr. Imbert; I. volume in 8vo.
A Paris, chez Pissiot, libraire, 1772.*

Dieses Gedicht scheint unter allen denen, die in vergangenen Jahre zu Paris erschienen sind, den allgemeinsten Beyfall erhalten zu haben. Wir können uns auf keine ausführliche Beurtheilung desselben einlassen, und verweisen die Liebhaber auf das Werk selbst.

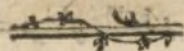
*Histoire philosophique & politique des établis-
semens & du Commerce des Européens dans
les deux Indes. VI. volumes in 8vo.*

Da einer unserer Mitarbeiter eine ausführliche Beurtheilung dieses Werks in den folgenden Band

N 2

des

(*) Ein französischer Duc kan im Deutschen eben so wenig Herzog heißen, als ein Marquis Marggrave; er ist und bleibt ein Duc, so gut als dieser ein Marquis.



des Merkurs zu liefern gedenkt, so enthalte ich mich hier alles Urtheilens darüber. Dieses Buch hat zu Paris grosses Aufsehen verursacht. Man schreibt den historischen Theil dem Abbé Raynal, und die eingewebten philosophischen Betrachtungen den berühmtesten Schriftstellern der Nation zu.

De la félicité publique, ou considérations sur le sort des hommes dans les différentes époques de l'histoire. II. vol. in 8vo. A Amsterdam, chez Rey, 1772.

In diesem Werke, welches den Chevalier de Chateaus zum Verfasser hat, wird der deutschen Nation an verschiedenen Stellen auf eine sehr verächtliche Weise begegnet, z. B. T. II. p. 5. 36. 131. 139. — Der Ilte Theil des Merkurs wird eine ausführliche Beurtheilung davon liefern.

Art militaire des Chinois, ou Recueil d'anciens traités sur la guerre, composés avant l'Ere Chretienne par différens généraux Chinois, ouvrage sur lequel les aspirans aux grades militaires sont obligés de subir des examens; traduit en françois, par le P. Amiot, Missionnaire de Péking, revû & publié par M. de Guignes. A Paris, chez Didot l'ainé. 1772. 1. vol. in 4to.

Dieses Werk, welches eben den Uebersetzer und eben den Herausgeber hat, wie das Gedicht auf die Stadt

Stadt Muckben, besteht aus fünf verschiedenen Tractaten. Die drey ersten Sun-tse, Ou-tse und Se-ma-fa gehören zu denen sechs klassischen Schriften King genannt, in denen ein jedweder Chineser, der sich dem Kriege widmet, bewandert seyn muß. Der vierte Lon-tao, welches aus 60 Artikeln oder Gesprächen besteht, wovon Amiot nur drey übersezt hat, soll einen Nahmens Tai-fong, der 1122 Jahre vor E. S. lebte, zum Verfasser haben. Der fünfte ist eine Beschreibung der heutigen Tactik der Chineser, von dem P. Amiot selbst. Diesen 5 Tractaten ist eine Schrift vorgesezt, welche die Soldaten zu den Pflichten, die ihnen als Bürger obliegen, ermahnet. Sie bestehet aus 10 verschiedenen Vorschriften, und ist auf Befehl und unter den Augen des Kaisers Kong-tcheng, Sohn des Karghi, und Vater des igt regierenden Kaisers Kienzlong, verfertiget worden.

Dieses ganze Werk ist von mehr als einer Seite interessant. Es enthält vortrefliche und sehr gut aus einander gelegte Grundsätze über die Kriegskunst, und verbreitet unter andern durch die eingewebten Anekdoten aus dem Leben der Generals Sun-tse und Ou-tse (wovon der eine 500, und der andere 425 Jahre vor E. S. lebte) ein neues Licht über den Charakter und die Geschichte der Chinesischen Nation.

Das Werk des Sun-tse schätzen die Chineser am höchsten. Es soll vormals aus 82 Capiteln bestanden haben, wovon nur noch 13 übrig sind. Die Waffendoktores der Chineser müssen, um zu dieser Würde zu gelangen, das Buch Sun-tse erklären und commentiren können, und vor der Promotion Proben hievon ablegen.

Die grosse Kriegswissenschaft dieser Nation hat die Franzosen in solches Erstaunen gesezt, daß sie zu glauben scheinen, eine so wohl unterrichtete Chi-



nesische Armee könne beynahc eben so wenig, als eine Französische, in die Flucht geschlagen werden.

Die Chinesische Gravitât und dogmatische Suffisance hat dem Recensenten öfters zu lachen gemacht. — „Die vorgeschriebenen Regeln sind so einleuchtend, „und so nützlich in der Ausübung, daß man, durch „ihre Befolgung, ohne Mühe Sieger über alle „seine Feinde wird.“ — Muß einem hiebey nicht nothwendig folgende Stelle aus Moliere's bourgeois gentilhomme einfallen:

„Le maître d'armes.

„Je vous l'ai déjà dit, tout le secret des armes ne „consiste qu'en deux choses, à donner, & à ne point „recevoir; &, comme je vous fis voir l'autre jour „par raison démonstrative, il est impossible que vous „receviez, si vous sçavez détourner l'épée de votre „ennemi de la ligne de votre corps; ce qui ne dé- „pend seulement que d'un petit mouvement du „poignet, ou en dedans, ou en dehors.

„M. Jourdain.

„De cette façon donc un homme, sans avoir du „coeur, est sûr de tuer son homme, & de n'être „point tué.

„Le maître d'armes.

„Sans doute. N'en vites - vous pas la démon- „stration.“

Uebrigens bedarf ein so interessantes Werk keiner weitern Empfehlung, wohl aber einer Warnung an die Liebhaber wegen des hohen Preises: denn dieser Quartband von 422 Seiten, und mit 20 illuminirten Kupfern versehen, kommt in Deutschland über 3 Pistolen zu stehen. Ein jeder Patriot wird mit mir wünschen, daß ein Exemplar in Hrn. U * S Hände gera-

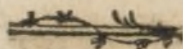
gerathen möge, damit er die merkwürdigsten Stellen daraus, zum Besten der Deutschen in Chinesische Verse übersetzen möge.

S.

Essai général de Tactique, précédé d'un discours sur l'état actuel de la politique & de la science militaire en Europe, avec le plan d'un ouvrage intitulé: La France politique & militaire. A Londres, chez les libraires associés. 1772.

Dieses vortrefliche Werk ist hauptsächlich der Vorrede wegen merkwürdig. Sie zeigt uns in dem Verfasser einen Mann, auf den der Geist des grossen Montesquieu herabgestiegen ist. Er nennt sich Guibert, und ist Colonel en second de la legion de Corse. Einen Auszug aus dieser Abhandlung von dem gegenwärtigen Zustande der Staats- und Kriegs-Kunst in Europa können wir hier um so weniger mittheilen, da sie selbst in der gedrungensten Kürze abgefaßt ist. Man hat uns versichert, es werde nächstens davon eine gute Uebersetzung in deutscher Sprache erscheinen und in diesem Falle wollen wir sie, besonders unsern Lesern vom Militärstande, zum voraus bestens empfohlen haben.

Das ganze Werk besteht aus zweo Abhandlungen (die erste handelt von der kleinen, und die andre von der grossen Tactik) in einem Bande in 4to, mit 27 Kupfertafeln. Es ist rar und kostbar.



VI.

Theatralische Nachrichten.

Weimar.

Die dramatische Dichtkunst und die Schauspielkunst, welche in dem alten Griechenland ein Politisches Institut waren, sind in unsern neuern Zeiten, durch die wettensfernden Bemühungen der besten Köpfe in dem aufgeklärtern Theile von Europa, ein moralisches Institut geworden, welches auf die Sinnesart und die Sitten eines Volkes heilsame Wirkungen verbreitet, und in den Händen einer weisen Regierung eines der wirksamsten Mittel wird, den Verstand und das Herz ihrer Untergebenen zu bilden.

In England ist man von dieser Wahrheit so sehr überzeugt, daß nicht nur Männer vom ersten Rang im Civilstande, wie z. Ex. Addison war, sondern ehrwürdige Geistliche selbst sich ein Verdienst dadurch zu machen geglaubt haben, wenn sie entweder selbst für die Schaubühne arbeiteten, oder die Werke andrer berühmter Dichter vollkommener und brauchbarer zu machen suchten. Es ist genug von jener Art nur den vorzreflichen D. Eduard Young, und von dieser den D. Warburton, Bischoff von Glocester, zu nennen, um gewissen Personen zu zeigen, wie man bey der weisesten Nation von Europa über diesen Artikel denkt. In England schreibt ein Staats-

Staatsminister Schauspiele, (*) ein Bischoff giebt den Shakespear mit kritischen Anmerkungen heraus, und grosse Schauspieler erhalten so gut als Dichter, Philosophen und Helden, prächtige Ehrenmäler in der Westminster = Abbtien, wo Englands Könige begraben liegen.

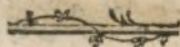
Wir wissen wohl, daß Philosophen noch strenger, wiewohl mit mehr Vernunft, gegen den Mißbrauch des Theaters geschrieben haben, als gewisse Zeloten gegen jeden Gebrauch desselben declamieren: Auch begehren wir nicht zu läugnen, daß es, als ein Moralisches Institut betrachtet, noch immer grosser Verbesserungen fähig ist. Aber wir behaupten, daß es Unsinn sey, eine an sich selbst gute Sache deswegen zu verwerfen oder zu schmähen, weil sie noch mit Mängeln behaftet und nicht völlig so nützlich ist als sie seyn könnte. Wem würde es, wenn eine solche Art zu verfahren gültig wäre, schlimmer ergehen, als eben denen, welche mit so wenig Ueberlegung öffentlich gegen die Schauspiele eynfern?

Wenn Plato die Tragödie und Komödie seiner Zeit aus seiner idealischen Republik ausschloß, so hatte er dazu Ursachen, welche weder auf unsre heutigen Staaten noch auf den izigen Zustand der Schaubühne passen. Aber noch viel

N 5

wenig

(*) Addison, der seinen Zeitgenossen Modelle von gutem Geschmack in allen dreien Hauptarten des Schauspiels vorlegen wollte, schrieb ein Trauerspiel, ein Lustspiel und eine Oper.



weniger können sich die besagten Zeloten auf die Strafreden eines Hieronymus oder Chrysostomus berufen. Die Schauspiele, über welche diese heiligen Väter enfern, waren von denen, welche heutiges Tages in Deutschland aufgeführt werden, so weit unterschieden als eine öffentliche Meze von einer ehrbaren Frau, oder als die tugendhaften Thränen, die der Hausvater, der Galeerensclave, der dankbare Sohn, und so viele andre Stücke dieser Art in unsre Augen bringen, von den Wirkungen der ärgerlichen Pantomimen verschieden sind, welche zu Juvenals Zeiten das Lieblingschauspiel der äuserst verderbten Römer waren. (*) Doch es ist wohl unnöthig, uns über diese Materie, welche von so vielen gelehrten Männern schon genugsam erörtert worden ist, weiter auszubreiten. Und wo sollte es weniger vonnöthen seyn, das Theater gegen ungerechte Verurtheilungen zu vertheidigen als an dem Orte, wo ich dieses schreibe? Der Schutz, den eine durch Geist und Herz erhabene Fürstin dem deutschen Theater in ihrer Residenzstadt angedenhen läßt; die Talente und Sitten der hauptsächlichlichen Personen, aus welchen die hiesige Schauspieler-Gesellschaft besteht; die gute Auswahl der Stücke, welche unter der Oberaufsicht des Hofes selbst getroffen wird; der Eifer, der den Unternehmer und die Glieder seiner Gesellschaft beseelt, das ganze Institut der Vollkommenheit (welche in einer Kunst, die alle übrigen schönen Künste in sich

(*) *Juvenal. Satyr.*

sich vereiniget, nicht auf Einmal erreicht werden kan) immer näher zu bringen; — alles dies macht den bloßen Gedanken unmöglich, daß jemand unter uns sich einfallen lassen sollte, Blitze von Colofonium und Bärenlappen auf eine so beschaffene Schaubühne loszuschleudern. Und sollten wider Vermuthen sich noch hier und da Menschen von diesem Schlage finden, so müßte man sie als unglücklich organisierte oder der natürlichen Gesundheit des Kopfes und Herzens beraubte Geschöpfe mit Mitleiden ansehen, und ihnen billig die Nachsicht angedenken lassen, die allen Leuten, in deren Kopf es nicht recht richtig ist, zugestanden wird; nehmlich, so lange frey herumzugehen, als sie Niemanden wirklich beschädigen; — und durch Blitze aus einem Becken ist doch, unsers Wissens, noch niemand zu Schaden gekommen.

Ueberzeugt, daß ein wohlgeordnetes Theater nicht wenig beyntrage, die Begriffe, die Gesinnungen, den Geschmack und die Sitten eines Volkes unvermerkt zu verbessern und zu verschönern, begnügten Sich unsre Preißwürdigste Herzogin-Regentin nicht, Ihrem Hofe durch dasselbe die anständigste Unterhaltung, den Personen von Geschäften die edelste Erholung von ihren Amtsarbeiten, und der müßigern Classe von Einwohnern den unschädlichsten Zeitvertreib zu verschaffen: Sie wollten, daß auch die untern Classen von einer öffentlichen Gemüths-ergözung, die zugleich für selbige eine Schule guter Sitten und tugendhafter Empfindungen ist, nicht ausge-

schloß

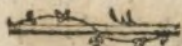


schlossen seyn sollte. Und so genießt Weimar eines Vorzugs, den es mit Dank zu erkennen Ursache hat, und dessen keine andre Stadt in Deutschland sich rühmen kan, ein deutsches Schauspiel zu haben, welches jedermann drey mal in der Woche unentgeltlich besuchen darf.

Allein nicht nur die Einwohner von Weimar und die Fremden, für welche auch das Schauspiel ein Reiz mehr ist der sie dahin zieht, genießen die Vortheile eines fortdauenden und von dem Hofe selbst unterhaltenen Theaters: die ganze Nation nimmt in gewisser Maase Antheil daran. Die Talente der Schauspieler vervollkommen sich bey einem solchen Institut eben so unvermerkt als der Geschmack der Zuschauer; nach und nach wird die Gesellschaft um so auserlesener, je mehr jeder vorzügliche Schauspieler sich das Glück wünschen muß derselben einverleibt zu werden; die Dichter werden aufgemuntert, für ein Theater zu arbeiten, welches ihnen für eine vortrefliche Aufführung ihrer Meisterstücke Bürge ist; der Gedanke begeistert sie, zum Vergnügen einer Fürstin zu arbeiten, deren Beyfall ihnen mehr ist, als der Epheukranz, der den Sieger in den griechischen Dichter-Spielen krönte; sie wetten fern unter einander und übertreffen sich selbst; die deutsche Litteratur, der Geschmack und der Ruhm der Nation gewinnt dabey auf allen Seiten: und Amaliens Nahme wird in den Jahrbüchern der Musen, — der Göttinnen, deren Amt es ist das Andenken verdienstvoller Fürsten nie erlöschen zu lassen

lassen — dereinst unter den Nahmen derjenigen hervorglänzen, welche durch Liebe und Beschützung der Wissenschaften und Künste verdient haben, den Wohlthätern des Menschengeschlechtes bengezählt zu werden.

Wenn die dermalen von dem hiesigen Hofe angestellte Schauspieler-Gesellschaft zu bescheiden ist, sich selbst einen Vorzug vor ihren deutschen Mitschwestern zuzueignen: So können wir doch der Wahrheit das Zeugniß nicht versagen, daß sie in allen Betrachtungen eine der besten ist, die man noch in Deutschland gesehen hat. Ihr Vorsteher, Herr Seiler, unterscheidet sich von den gewöhnlichen Prinzipalen gar sehr zu seinem und des Theaters Vortheil. Er ist ein Mann von Empfindung und Einsicht, besitzt alle Kenntnisse, die sein Posten in dessen ganzem Umfang erfordert, und empfiehlt sich uns eben so sehr durch seinen Umgang, als durch die gute Art, womit er ein Amt verwaltet, dem er sich, da er selbst kein Schauspieler ist, ganz widmen kan. Die Talente und der Ruhm der Madame Seiler (ehemaligen Mad. Zensel) und des Hrn. Eckhofs, welche beyde an der Spitze unsrer Gesellschaft stehen, sind zu bekannt und entschieden, als daß ich nöthig haben sollte zu sagen, wie groß der Vorzug des hiesigen Theaters dadurch wird, daß wir sie besitzen. Beyde sind unstreitig die einzigen in ihrer Art, und möchten wir hoffen dürfen, daß sie es nicht immer bleiben werden! In Mad. Mecour, Mad. Böck, und Mad. Brandes
bes

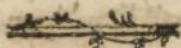


besitzen wir angenehme und mit vielen Talenten begabte Actricen. Mad. Koch und Mademoiselle Zeisin versprechen unserm lyrischen Schauspiel durch die Schönheit ihrer Stimmen, und den rühmlichen Fleiß, den jede auf die Ausbildung des ihr eigenthümlichen Talents verwendet, eine sich auszeichnende Vorzüglichkeit. Herr Böck ist unstreitig einer von Deutschlands besten Schauspielern; in keiner ihm anständigen Rolle schlecht, in vielen gut, in einigen vortreflich. Was besonders an ihm gelobt zu werden verdient, ist eine bescheidene Meinung von sich selbst, welche von seinen Einsichten in die Kunst zeugt, und ihn geneigt macht, die Kritik der Kenner lieber zu hören, als den nicht allezeit schmeichelhaften Beyfall der Menge. Die Herren Zensel, Brandes und Mayer, verdienen, jeder in seiner Art, vornehmlich in dem rührenden Drama und in dem eigentlichen Lustspiel, so wie die Herren Günther und Zellmuth in der komischen Operette, den Beyfall und die Aufmunterung des Publikums. Jeder von diesen Schauspielern hat seine Rollen, worinn er vorzüglich gefällt; und wenn wir bedenken, daß selbst die weltberühmten Schaubühnen von Paris und London unter vielen mittelmäßigen nur eine kleine Anzahl sehr hervorstechender Künstler haben, so müßten wir unbillig seyn, wenn wir der hiesigen, welche neben einer Seilerin und einem Eckhof, so manche geschickte und mit unterscheidenden Talenten begabte Subjecte aufzuweisen hat, einen Vorwurf daraus machen wollten, daß nicht alle Glieder derselben gleich vorzüglich sind,

find, und nicht jeder immer das ist, was er seyn sollte, vielleicht auch seyn könnte. Die Güte einer Schauspieler-Gesellschaft besteht nicht darin, daß jede Actrice eine Clairon und jeder Acteur ein Garrick sey; sondern darinn, daß alle Mitglieder derselben jedes eine ihm eigene Gabe oder Geschicklichkeit besitze, durch deren Zusammensetzung ein harmonisches Ganzes heraus komme; so wie oft Züge, welche einzeln genommen fehlerhaft sind, zusammen das angenehmste Gesicht ausmachen. Und nach dieser Voraussetzung getraue ich mir zu sagen, daß schwerlich eine deutsche Schauspieler-Gesellschaft zu nennen sey, welche der unfrigen den Vorzug streitig machen könnte.

Wir werden künftig Gelegenheit bekommen, von allen benannten Gliedern derselben umständlicher zu sprechen. Wir werden dem, was Natur, Kunst und Routine an jedem gethan hat, unparthenische Gerechtigkeit wiederfahren lassen; und über die Art und Weise, wie einige sich noch merklich verbessern könnten, unsre Gedanken mit einer Freymüthigkeit sagen, zu welchen der Philosoph und der Dichter einiges Recht zu haben glauben kan.

Die Achtung, womit hier den Gliedern der Theatralischen Gesellschaft begegnet und der Beyfall, der ihren Bestrebungen häufig zugelatscht wird, läßt ihnen von dieser Seite nichts zu wünschen übrig. Unstreitig ist dies diejenige Art von Belohnung, die für den wahren Künstler den stärksten



stärksten Reiz hat. Es ist eine wunderliche Inconsequenz, die Kunst hochschätzen, aber den verachten, der sie treibt. Zu einem vortreflichen Schauspieler gehört ein so feltner Zusammenfluß von Naturgaben, gehören so anhaltende und außerordentliche Anstrengungen, daß nichts billiger ist, als das grosse Talent mit unterscheidender Achtung, und schon die bloße Bestrebung mit Aufmunterungen zu belohnen. Aber möchten die Schauspieler nie vergessen, daß ihre Pflichten desto strenger sind, je mehr Vorrechte ihnen gegönnt werden; und daß ein oft mehr gütiger als verdienster Beyfall die Absicht nie haben kan, ihnen eine allzu frühzeitige Selbstzufriedenheit einzuflossen!

Ich habe Schauspieler gekannt, die das Lob nicht ertragen konnten. Man gab ihnen, aus Noth oder aus irgend einer andern zufälligen Ursache, eine hohe Rolle zu spielen, die eigentlich nicht für sie gemacht war. Sie wandten Fleiß an, thaten ihr möglichstes, wurden gelobt und über Verdienst gelobt, weil man ihnen Nachsicht schuldig zu seyn glaubte, und weil sie wirklich mehr leisteten als man ihnen zugetraut hatte. Ein solches Lob sollte demüthigen; aber sie machte es üppig und aufgeblasen. Sie glaubten es zu verdienen, und schmeichelten sich destomehr mit einer eingebildeten Vortreflichkeit, je weniger feines Gefühl, sichern Geschmack und wahres Talent sie besaßen. Endlich kam es so weit mit ihnen, daß sie die schönsten und wichtigsten Rollen schlecht
spiel

spielten, die besten Stücke dadurch schändeten, und gleichwohl, unter der Negide der Nachsicht oder eines günstigen Vorurtheils, sich mit einer dem wahren Kenner eckelhaften Einbildung von Unverbesserlichkeit schmeichelten. Wir wünschen, daß dies niemals der Fall irgend eines Mitgliedes des hiesigen Theaters werden möge; und, um es unmöglich zu machen, möchte vielleicht das sicherste Mittel seyn, wenn das Publikum die Forderungen, die es an die Kunst der Schauspieler macht, um ein merkliches höher triebe, als es bey uns Deutschen gemeinlich zu geschehen pflegt. Es ist billig, daß man Nachsicht gegen einen Acteur oder eine Actrice trage, welche, aus Noth, eine Rolle spielen müssen, die über ihre Kräfte geht, oder sich sonst nicht für sie schickt. Aber es ist nicht billig, daß man z. E. einer Schauspielerin, um einer angenehmen Figur, oder einer schönen Stimme, oder um des Vergnügens willen, welches sie uns in gewissen Rollen macht, Fehler zu gut halte, die sie vermeiden könnte, die sie aus blossem Eigendünkel macht, und wodurch sie zuweilen eine Rolle gänzlich verderbt, welche sie mit etwas mehr Gelehrigkeit ungleich besser hätte spielen können. Kurz, sobald ein Schauspieler von eingeschränkten Fähigkeiten sich schmeichelt, in allen Rollen vortreflich zu seyn, weil er es in einigen ist, und diese hohe Meynung von sich selbst besonders dadurch äußert, daß er auch den sanftesten Tadel übel nimmt, oder wenigstens durch seine Unverbesserlichkeit fruchtlos macht: dann erfordert das Interesse sowohl der

I. B. 3tes St. Kunst



Kunst als unsers eignen Vergnügens, daß man ihn nach dem strengen kritischen Rechte behandle. Wir wissen, daß es einen edlen Künstlerstolz giebt, und verdenken den sich selbst fühlenden Artisten nicht, wenn er mit der ganzen Elasticität des Genie gegen denjenigen, der ihn drücken will, zurück drückt. Aber man muß eben so wenig vergessen, daß Bescheidenheit (wahre, nicht grimasierende, lobbertelnde Bescheidenheit) eine wesentliche Eigenschaft des wahren Talents und Verdienstes ist. Eben das, was den grossen Künstler zum grossen Künstler macht, macht ihn auch bescheiden. Und was ist dies? Das in seiner Seele wie das Bild einer Gottheit aufgestellte Ideal des Schönen ist es; immer strebt er es zu erreichen; und dies macht ihn zum Virtuosen; selten oder vielleicht niemals erreicht er es völlig; dies demüthigt ihn. Der mittelmäßige, dem dies Urbild des Schönen eine unbekannte Gottheit ist, glaubt den Gipfel der Kunst erreicht zu haben, wenn er sein Bestes thut; er sieht nichts über sich, und nichts übertrifft daher seine Zufriedenheit mit sich selbst.

Nicht jeder Dichter kan ein Virgil, nicht jeder Mahler ein Raphael, nicht jeder Komödiant ein Roscius, und nicht jede Sängerin eine Gabrieli seyn: Aber es steht in eines jeden Gewalt, sich durch das Maas von Talenten, das ihm die Natur verliehen hat, brauchbar zu machen. Man kan sich selbst keine Fähigkeiten geben: aber man kan diejenige, die man hat, durch enfriges Studium

dium der Kunst und hartnäckigen Fleiß ausbilden, verbessern, verschönern. Ein an sich mittelmäßiges Talent kan auf diese Weise in einem gewissen Fache vortreflich werden. Von manchen fodert man nicht einmal so viel; man ist zufrieden, wenn sie nur ohne grobe Fehler sind. Aber Fehler, die man nicht auf Rechnung der Natur setzen kan, haben keinen Anspruch an Nachsicht; und warum sollten Unarten, die einen Menschen in guter Gesellschaft unerträglich machen würden, auf dem Theater einen Freybrief haben?

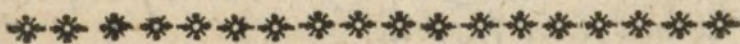
Wir denken nicht, daß diese Anmerkungen unsere Gesellschaft näher angehen, als irgend eine andre: aber doch glauben wir, daß es nicht schaden könnte, wenn eine oder die andere von denen, welche dabey betroffen seyn möchten, in aller Stille eben so gutwillig aufgehascht würde, als sie uns, ohne besondere Absicht, und gewiß ohne einigen bösen Willen, entfallen ist.

Raum und Zeit haben dieses mal noch nicht verstattet, ins Besondere zu gehen, und von den merkwürdigsten neuen Stücken, welche in gegenwärtigem Jahr auf die hiesige Schaubühne gebracht worden, vornehmlich in Absicht auf die Art der Ausführung, Nachricht zu geben. *Emilia Galotti* — *cælatum novem Musis opus* — ist unter diesen, was sie unter allen deutschen Schauspielen überhaupt ist; und wir müssen es unsrer Gesellschaft zum Ruhme nachsagen, sie wurde, besonders bey dem zweyten male, vortreflich gespielt.



Wir versparen aber den Detail davon auf unsern nächsten Theatralischen Artikel; und dies um so lieber, weil wir, wenn dieses herrliche Meisterstück des Genies und der Kunst inzwischen wieder gegeben werden wird, in den Stand gesetzt zu werden hoffen, von allen, die zur Ausführung desselben mitwürken, aus vollem Herzen Gutes sagen zu können. — Und so viel für diesmal!

W.



VII.

Politische Nachrichten.

Der deutsche Merkur hat sich anheischig gemacht am Ende eines jeden Theils die neuesten politischen Nachrichten mitzutheilen. Der wenige Raum welcher dem Verfasser dieser Nachrichten dazu übrig bleibt, wird einen jeden zuvor vermuthen lassen, daß blos die wichtigsten, der Menschheit am meisten interessirenden Neuigkeiten angemerkt werden können. Beispiele von Großmuth, von Gerechtigkeit, von Wohlthätigkeit, von Menschenliebe der Großen dieser Erden, ihrer Rathgeber, aber auch eines jeden tugendhaften Weltbürgers wird der Verfasser am liebsten bemerken. Und möchte er doch mit jedem Schluß des Jahres seine Leser überzeugen können, daß die einzige wahre Grundfeste der Glückseligkeit der Staaten, die Moralität der Menschen um ein merkliches sich verbessert habe! —

be! — Ihr Fürsten des Erdbodens! verschaffet Euch, verschaffet der Welt diese göttlichste der Freuden!

Zum Anfang dieses Artikuls sey diese Ausschweifung dem Verfasser erlaubt. Es sey ihm auch erlaubt, noch einen kurzen allgemeinen Blick auf die ganze gegenwärtige Staats-Verfassung von Europa zu werfen. Es ist dieses der Stand-Ort wovon wir ausgehen.

Ein Krieg, ein verheerender Krieg, zwischen zween, nach der Grösse ihrer Besitzungen, der mächtigsten Beherrscher in Europa — in der ganzen Welt — dauert noch. Eine der größten Frauen die je gewesen sind, Catharina die Ilte bekriegt, besieget die Ottomannen jenseits den Ufern der Donau, und im Archipelagus. Noch vor zwanzig Jahren hätte vielleicht der weitaussehendste Staats-Mann eine Russische Flotte vor den Dardanellen für ein Hirngespinnste gehalten. Die misslungenen Friedens-Unterhandlungen zwischen diesen beyden Mächten zu Fockßano; die zu Bucharest welche nicht einen günstigern Ausgang zu nehmen scheinen, lassen uns noch nicht voraus sehen, welche Grenzen diese glückliche Monarchin dem Ottomannischen Reich setzen wird, und der Ausgang dieses Krieges wird doch in dem Gleichgewichte von Norden und von Europa sehr bedeutend seyn. Die genaueste Verbindung der Höfe von Wien, Petersburg und Berlin, die Grenzen die sie für die Zukunft dem Königreich Pohlen bestimmen, vergrößern ihre Macht, und setzen Europa



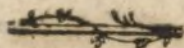
in Erstaunen. Möchte das Glück des sonst so unglücklichen Landes dadurch gegründet, möchte das Wohl der Menschheit dadurch befördert werden! Die Großen in Pohlen scheinen freulich die Wohlthätigkeit dieser neuen Einrichtungen noch nicht einzugehen, und man ist um so mehr erwartungsvoll über den Ausgang des nun auf den 19ten April angesetzten Reichstags. Wahrscheinlich werden sich die drey grossen Mächte nicht bloß damit begnügen dem Pohlischen Reich engere Grenzen zu geben. Seine Staats-Verfassung, seine innere Einrichtung wird bestimmt werden, und dadurch kan in der Zukunft auch dieses Reich in der Schale des Gleichgewichts für Etwas mit gerechnet werden.

Schweden, in der traurigsten Anarchie, übergiebt die Sorge für sein Wohl einem milden, einem liebenswürdigen Gustav und diese nothwendige Revolution wird, zur Freude der Menschheit, ohne Vergießung eines Bluttröpfens bewerkstelliget. Gönnen seine mächtigen Nachbarn diesem Reiche seine veränderte bessere Regierungs-Form, so ist zu erwarten, daß das Commerz darinnen wieder empor kommen und seine Kriegs-Macht eine bessere Verfassung erhalten dürfte; und dann wird auch Schweden wieder für das Gleichgewicht von Europa dem Staatsmann wichtig werden.

Dänemark leidet seit einigen Jahren durch innerliche Unruhen seines Hofes. Doch beschäftigt es sich ernstlich mit Vermehrung seiner Seemacht;

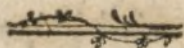
macht; auch soll die Landmacht auf einen bessern Fuß gesetzt werden. Indessen ist wohl zu vermuthen, daß wenn der zu Ende 1767. mit der Russischen Kaiserin wegen dem Holsteinischen getroffenen Vertrag nach nunmehriger erlangter Volljährigkeit des Groß-Fürsten ratihabiret wird, und dadurch die von der Herzogl. Gottorffischen Linie an die Königliche gemachte Ansprüche bengelegt werden, daß alsdann dieses Reich sich noch einen langen Frieden versprechen könne.

Der im Jahr 1762. zu Versailles geschlossene Frieden hat England die wichtigsten Vortheile in America verschaffet. Seit diesem Frieden scheint es seine Sorge hauptsächlich darauf zu richten, diese Eroberungen zu benutzen, und durch einen dauerhaften Frieden die allzugroße Schuldenlast der Nation zu verringern. Freulich sind dessen Besitzungen in America unermesslich groß, und nach denen in Europa auffer Proportion. Die größte Klugheit wird immer thätig seyn müssen um diese Colonien in ihrer Abhängigkeit zu erhalten. Sollte dieser Haupt-Gegenstand einmal vernachlässiget werden können, so würde die davon zu befürchtende Revolution für Europa selbst wichtige Folgen haben. — Die mißliche Lage der Ostindischen Compagnie beschäftigt dermalen das Parlament, und es gewinnt das Ansehen, daß der Hof und das Parlament, indem gedachter Compagnie aufgeholfen wird, einen großen Einfluß über dieselbe sich verschaffen wollen.



Die vereinigten Niederlande sehen unter einer friedfertigen Regierung durch Handel und Gewerbe den Reichthum ihrer Einwohner vermehren.

Noch während dem letztern Krieg entstand die Verbindung der Bourbonischen Häuser. Frankreich und Spanien sind dadurch in die genaueste Vereinigung getreten. Das erste dieser Reiche hat nun während diesem zehnjährigen Frieden eine grosse Veränderung in seiner innerlichen Constitution durch die Abschaffung der alten Parlementer, und Einführung neuer, weniger Ansehen habender Gerichtshöfe vorgenommen, wodurch die königliche Autorität sehr vermehrt worden ist. Die Prinzen von Geblüt sowohl als beynah die ganze Nation haben sich heftig dagegen bewegt, und würde diese Veränderung zu einer Zeit, wo übermäßiger Luxus sich noch nicht in einem so hohen Grad der Nation bemächtigt gehabt hätte, versucht worden seyn, so hätten vielleicht die größten Staatsmänner Frankreichs solche nicht ausführen können. Doch dermahlen haben sich alle Prinzen von Geblüt unterworfen. Die Landmacht dieses Reichs wird auf den besten Fuß erhalten; ob aber nicht das Seewesen und die Colonien in America, mehrere Aufmerksamkeit des Ministerii verdienen, darüber getrauet sich der Verfasser dieses Artikuls nicht zu urtheilen. Die Ostindische Compagnie ist noch ganz aufgehoben und man scheint unschlüssig, ob man besser thue sie nicht zu haben, oder derselben ihre Existenz wieder



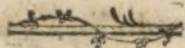
wieder zu gönnen. — Eine bessere Einrichtung des Finanz-Wesens sollte wohl für dieses Reich das wichtigste seyn.

Alle Nachrichten bestätigen die Einrichtungen die zur Verbesserung Spaniens in Ansehung des innerlichen Oekonomischen Zustandes, Errichtung von Manufacturen, seiner vermehrten Seemacht, seiner besseren Disciplin der Kriegs-Völker, seiner Aufmerksamkeit auf die Colonien u. d. m. vorgenommen worden. Hauptsächlich beschäftigt sich das Ministerium den Aberglauben zu vermindern, und den Clöstern und Ordens-Geistlichen Grenzen zu setzen, wodurch die innerliche Macht vieles gewinnen muß.

Portugal bestrebet sich nach und nach aus der Abhängigkeit des Commerciums von England sich zu winden, ohne doch deswegen sich mehr in die Arme der Bourbonischen Häuser werfen zu wollen.

Die Italienischen Staaten genießen seit dem Achner Frieden der Ruhe, und die dermaligen Verbindungen geben ihnen noch zu dem ferneren Genuß derselben die gegründetste Hofnung.

Der wohlthätige, liebenswürdige mit Weisheit vermischte Character des Erzherzogs Großherzogs von Toscana scheint sich mit dem Wohlstand und dem Glück seiner Unterthanen zu beschäftigen.



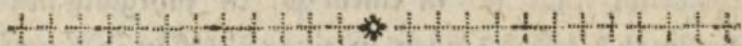
Der Herzog Infant von Parma hat bey Gelegenheit der Bulle in Coena Domini mit Unterstützung der Bourbonischen Höfe, der Abhängigkeit seiner Staaten von dem Römischen Hofe entsaget, dem Jesuiter-Orden den ersten Stoß gegeben, und sich durch dieses in der Geschichte merkwürdig gemacht. Der Tod hat eben da dieses geschrieben wird, in der Person des Königs, Carl Amadeus von Sardinien, Europa einen der weisesten Fürsten geraubt; aber sein Nachfolger, welcher so lange ein Schüler seines Vaters in der Staats-Kunst gewesen ist, hat sich die Liebe seiner Unterthanen schon vor seiner Bestigung auf dem Throne zugeeignet.

Durch ihre glückliche Lage, innere Verfassung und Sitten bestehet die Schweiz für sich selbst.

Die deutschen Reichs-Fürsten können durch eine kluge Staats- und häußliche Wirthschaft, und durch eine patriotische Zusammenstimmung für das Wohl des gesamten Reichs, sich Ruhm und Ehre erwerben. Von dieser patriotischen Zusammenstimmung geben dieselben bey der so nothwendigen bessern Einrichtung der Justiz-Verwaltung, und dem dormaligen Cammer-Gericht Visitations-Wesen das rühmlichste Beyspiel. Viele dieser Reichs-Fürsten beyder Religionen beeyfern sich durch Einrichtungen, welche auf die Verbesserung der Moralität abzwecken, das Wohl ihrer Unterthanen zu befördern. Der Aberglaube wird vermindert, an vielen Orten vertilgt, das öffentliche Erziehungswesen verbessert, und auf
mehr:

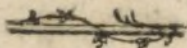
mehrfaltige Art dafür gesorgt, die niedern Classen zu Menschen: Bürgern und Christen zu bilden. Ueberhaupt scheint es, daß für Deutschland das achtzehnde Jahrhundert mit Recht das aufgeklärte zu nennen sey.

Die kurze Zeit hat unmöglich gemacht, auch schon bey diesem ersten Stück die politischen Nachrichten zu liefern, sie sollen aber in Zukunft ununterbrochen dem Publico mitgetheilet werden.



An die Leser des Merkurs.

Während daß dieser erste Band des deutschen Merkurs abgedruckt wurde, sind dem Herausgeber von Einsichtsvollen Freunden einige Veränderungen in der Einrichtung dieses Periodischen Werkes vorgeschlagen worden, durch welche dasselbe der Vollkommenheit, die man ihm geben zu können wünschte, merklich näher gebracht werden dürfte. Der Merkur würde, diesen Vorschlägen zufolge, in den Stand gesetzt werden, seinen Lesern von Quartal zu Quartal das Neueste und Merkwürdigste in der Deutschen sowohl als Englischen, Französischen und Italienischen Litteratur vorzulegen, ohne daß gleichwohl diese Artikel den Original-Aufsätzen, nach welchen das Publikum am begierigsten zu seyn scheint, zuviel Raum wegnehmen sollten. Man zweifelt nicht daß eine solche Einrichtung den Lesern angenehm seyn



seyn werde; und wird sobald nur immer möglich, sie ins Werk zu setzen suchen.

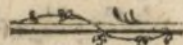
Der Artikel Revision soll, wie wir hören, manchen ein Aergerniß seyn und in vieler Augen ein gefährliches Luftzeichen, welches Krieg und Unheil unter den deutschen Scriblern vorbedeute. Man irrt sich, wenn man sich die Sache so gefährlich vorstellt. Vielleicht findet sich in einem ganzen Jahrgang nicht dreyimal die Gelegenheit zu einer Revision in forma. Es giebt zuweilen Gelegenheit einen Kopf im Vorbengehen zu rechte zu setzen; aber wer wollte sich einfallen lassen alle die Makulatur-schreiber, welche heutigstags sich zu Richtern in der Republik der Wissenschaften und der Künste aufwerfen, denken, fühlen, urtheilen und schreiben zu lehren? Warum sollten wir Deutschen nicht auch unsre Oldmixons, Gildons, Theobalds, Frerons, Clements, Palissots, u. s. w. haben dürfen so gut als andre Nationen? Ich höre, die Verfasser der Litteratur-Artikel in einem gewissen Lemgoer Journal sollen sich grosse Hoffnung machen, daß der Merkur ihnen die Ehre erweisen werde, sich mit ihnen abzugeben. Alles was ich ihnen darauf sagen kan, ist: daß sie sich sehr irren.

Pope hatte sehr Unrecht alle die Dümmlinge, welche in Journalen und kritischen Abhandlungen, viele Jahre

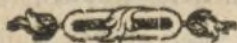
Jahre lang im Schweiß ihres Angesichts bewiesen, daß seine unvergleichlichen Werke elendes Geschmier seyen, durch Versetzung in seine Dunciade zu verewigen. Das war es eben was die langohrichten Geschöpfe wollten!

Der Merkur macht sich keineswegs anheischig alle Unbilden in der Gelehrten Welt zu rächen, alle bösen Unben zu züchtigen, und mit eingelegtem Speer auf ofner Heerstrasse gegen Alle und jede zu behaupten, daß jedes schöne und nützliche Werk ein schönes und nützliches Werk sey. Seine Meynung ist nie gewesen, über alle gute, mittelmäßige und schlechte Schriften, welche von Jenner 1773. an in Prose oder Versen innerhalb der Grenzen Germaniens zum Vorschein kommen werden, Gericht zu halten. Alles wozu er sich verbindlich macht, ist, wenn er urtheilen wird, so vernünftig, unpartheyisch und bescheiden zu urtheilen, als man es sich zum Herausgeber und dessen Freunden versehen kan.

Uebrigens kan der Herausgeber des deutschen Merkur nicht umhin, den Gönnern und Freunden, welche so geneigt gewesen, sich mit seiner Commission wegen Beförderung des Merkurs und Aufnahme der Abbonnenten zu beladen, beym Schlusse dieses dritten Stückes den verbindlichsten Dank zu erstatten; und Ihnen die fernere Beförderung dieser Unternehmung, wenn Sie dieselbe dessen



dessen würdig finden, zu empfehlen. Und da er bey dieser Gelegenheit von einer sehr grossen Anzahl auswärtiger Gelehrten und andrer angesehenen Personen, von zum Theil weit entlegenen Orten mit freundschaftlichen Zuschriften beehrt worden ist, die er wegen eines durch die Umstände veranlaßten gänzlichen Mangels an Muße zum Theil gar nicht, zum Theil nicht nach dem Maas des Verdiensts derjenigen von welchen sie herrührten und seiner Hochachtung gegen sie, beantworten konnte: so bittet er dieselben samt und sonders deshalb um Nachsicht und Vergebung, und hoffet bey künftiger mehrerer Muße sich im Stande zu sehen, das Versäumte einbringen zu können.



Nach-

Nachricht.

So eben verläßt das dritte Stück der Beschreibung, so Hr. M. Oberlin zu Straßburg von Hrn. Professor Schöpflins Antiquitäten-Sammlung vor drey Jahren herauszugeben angefangen, die Presse. Solches erklärt Gefäße und Geräthschaften. Es ist nun dadurch der erste Band des Werks ergänzt, welcher etwas über ein Alphabet auf groß Schreibpapier in 4, nebst 17 Kupfertafeln und zwey Anfangsleisten enthält, deren eine eine Sterb-Münze auf Hrn. Professor Schöpflin vorstellt.

Dieser Band kostet bey dem Verfasser selbst 6 Livres; welchen sehr mäßigen Preiß man dem Beytrag eines Gönners zu den Kosten des Vasarii zu verdanken hat.

Diejenigen Personen, welche das erste Stück, oder Lapidarium, schon besitzen, zahlen noch 4cc 10 Sols; die auch das Marmorarium haben, zahlen für das Vasarium 3cc 10 Sols, und erhalten dabey den Haupt-Titel für diesen ersten Band.

Der zweyte Band, oder die andere Helfte dieser Beschreibung wird die Laren oder Hausgötter der
 Alten,



Alten, die Münzen und Gemmen erklären, und auf etlich und zwanzig Kupfertafeln vorstellen. Er wird auf einmal und sobald erscheinen, als der erste wird vergriffen seyn. Solches wird um so eher geschehen können, da die Auflage sehr klein gemacht worden.

Von den Miscellis litterariis, maximam partem Argentoratensibus, sind annoch Exemplare zu haben zu 30 Sols das Stück.

Mit den Hrn. Buchführern erbietet sich der Verfasser zu tauschen.

Gegeben Straßburg den 1sten März 1773.

